Ein Findling.

Vierter Band.

Ein Findling.

Roman in vier Büchern

von

Edmund Hoefer.

Vierter Band.

Schwerin, 1868.
A. Hildebrand's Verlag.

Viertes Buch:

In Sturz und Sieg.

Erstes Kapitel.

Zur Orientirung.

Wenn ich einen Roman schriebe, wie recht geschulte Schriftsteller es thun, und keine simple Lebensgeschichte, in welche leider das Romanhafte, sehr zu meinem Verdruß und nicht weniger zu meiner Pein, früher nur gar zu oft hineinspukte, so würde ich nach richtig angelegter Disposition jenes Briefereigniß, wie ich es wohl heißen muß, entweder um ein gut Theil früher haben eintreten lassen, oder ich würde es arrangirt haben, daß darauf nun, der Herrgott mag wissen, was alles und wie viel Malheur folgte und meinen Lebensweg auf eine geraume Zeit hinaus „mit Dunkel umkleidete."

Da konnten und mußten nun alle möglichen schlimmen Folgen eintreten, die grausamsten Con=

flicte mußten mir nicht erspart bleiben, es mußten sich die Tugend und das Laster, die menschliche Nichtswürdigkeit und Hochherzigkeit im besten oder schlimmsten Lichte zeigen, — Bruder Justus, wie ich ihn ja nunmehr heißen sollte, durfte sich so betragen, daß man nichts weniger als den Segen Gottes auf ihn herabrufen mochte; es traten die schlimmsten Zwischenfälle in der Neigung derjenigen ein, die ich bisher für die Meinen gehalten und auf deren Liebe und Treue ich mehr als Häuser gebaut; Intriguen der bedenklichsten Art erhoben sich von allen Seiten, und nur da, wo ich es am wenigsten hoffen konnte — bei Madame Lucie-Magdalene etwa, zeigte sich eine unendlich erhabene Güte und Treue, lange verkannt und zurückgestoßen, endlich aber siegreich und überzeugend, und mit den frommen Thränen einer erhabenen Resignation und Buße zuletzt den jungen Freund der jungen Freundin in die Arme legend, während die verehrungswürdigen übrigen Anwesenden andächtig dabei standen und durch Thränen lächelnd oder auch mit hinter dem Rücken geballten Fäusten, segnend oder knirschend, gleichfalls ihren Antheil an einem so wohlthätigen Ende in Anspruch nahmen.

Es ist schade, sage ich, sehr schade, daß ich

mich nicht durch derartige Irrgänge durchzuschlagen versuchen mochte! Ja, ein Kauz, wie ich nun einmal einer bin, fühle ich mich durch die angeführten interessanten und pikanten Grundzüge, in denen die allerlustigsten und traurigsten Situationen auf Erlösung hoffen, und wo ich hundertmal Gelegenheit gefunden hätte, jene moralische Tortur mit dem Leser zu beginnen und weiter zu spinnen, welche von den rechten Romanautoren und ihrem Publikum so sehr gegeliebt wird, — fühle ich mich, sage ich, durch diese schönen, nun verlorenen Aussichten so bewegt und gereizt, daß es mich einerseits ganz wehmüthig macht, sie verloren und mir selbst verdorben zu haben, und daß es mich andererseits nicht wenig kitzelt, noch jetzt ein bischen in die Wildniß der Romantik hinein zu streifzügeln, mein schmuckloses Leben aufzuputzen und meinen treuen Lesern und mir selbst allerhand lustige, grausliche, zwar nicht ganz wahre, aber doch sehr mögliche Schnurrpfeifereien vorzuerzählen.

Allein was hilft's! Die Lust ist wohl groß, aber die Ehrlichkeit noch größer, und als ob man anderwärts von solchen Fallstricken des — bald hätte ich gesagt: des Bösen, während ich doch nur sagen wollte: der Romantik! — etwas für

mich gefürchtet, hat man mir den freundlichen Wink gegeben, meine Daseinsgeschichte ja nicht weiter auszuspinnen als nöthig. So vereint sich denn alles, mich hübsch bei der Stange, das ist bei der Wahrheit zu erhalten, oder vielmehr dieselbe von mir zu erzwingen.

Nach diesem Blick in das Schaffen und Ringen des Schriftstellers muß ich vor allen Dingen die verehrten Collegen und liebenswürdigen Colleginnen unter meinen Lesern auf das demüthigste ersuchen, dem Schreiber dieses ob einiger etwa verrathener kleiner Kunstgeheimnisse, von denen ich selber nur durch reinen Zufall Kunde erhalten habe, nicht allzu schwer zürnen zu wollen. Mit der mir hoffentlich ertheilten Absolution kehre ich dann aber auch desto schneller zu dem Treiben und Ringen der Menschen und zu meiner eigenen Lebensgeschichte zurück.

Da muß ich denn gleich zu Anfang bekennen, daß der jähe Abbruch des dritten Buches kein solcher literarischer Kunstgriff war, sondern durch die innere Nothwendigkeit dictirt wurde. Es kommt wenig darauf an, ob jener Brief auch von Anderen für so wichtig und wirkungsvoll erkannt wird, wie er mir erschien und auf mich in jenem Moment nicht nur, sondern noch für die ganze

nächste Zeit einwirkte. Er beendete wirklich ein Kapitel meines Lebens, nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich, und zwar in einer solchen Weise, daß es ziemlich jäh mit ihm abschloß, daß von einer Fortsetzung im folgenden, von einem inneren Zusammenhang mit demselben für's erste verzweifelt wenig sichtbar wurde.

„Hat der Alte auch davon geschrieben?" hatte Bernhard gefragt, da er meine Erschütterung bemerkte, hatte dann den willig ihm überlassenen Brief gelesen und gemeint, daß auch Euphemie das Gleiche gemeldet und ihn dadurch bestürzt habe.

Feuchères, der nach unserer Wiedervereinigung natürlich aufmerksamer auf mich war und mir eine freundlichere Theilnahme zeigte als je, mußte nothwendig bald erkennen, daß etwas Besonderes mit mir vorgegangen sei, und ich vertraute ihm zu sehr, um nicht ihm wenigstens, wenn zuerst auch nur andeutungsweise, von den erhaltenen Mittheilungen zu sagen. Er wußte es dann bald dahin zu bringen, daß ich aus meiner mürrischen Einsilbigkeit heraustrat und ihm ein vollständiges Bekenntniß ablegte, in welchem nun begreiflicherweise auch mein Verhältniß zu Lucien eine Stelle fand. So wenig ich mir in diesem auch vorzuwerfen hatte,

so tief mich die Rolle, die man mich hatte spielen lassen, auch beschämte und ärgerte, — jetzt erhob sich daraus noch etwas Neues, das mich zugleich mit Pein und Widerwillen erfüllte und mir die gegenwärtige Lösung des Räthsels als die schlimmste von allen möglichen erscheinen ließ.

Der Chevalier hatte mich in seiner gewöhnlichen Weise angehört, oder vielmehr meine Erzählung mit all' der Theilnahme aufgenommen, die den lebhaften Mann in solchen Fällen nicht sowohl zum ehrbaren Hörer, als vielmehr zum lustigen Mitsprecher, ja fast zu einer Art von Mithandelnden werden ließ. Es war ja auch, besonders in der — heiße ich es: Vergötterungshistorie, mehr als ein Punkt, der einen solchen Hörer zum Spott und Lachen reizen mußte. Der Ernst und das Nachdenken kamen ihm erst sehr nach und nach und zeigten sich auch dann als wenig nachhaltig. Immer von neuem brach der Spott aus seinem glänzenden dunklen Auge, immer von neuem mischte er sich in seine Tröstungen und Zweifel und klang mit einem lustigen Laut in die ernsteste und überlegteste Rede hinein.

„Enfin," sagte er zuletzt, und nun war er wirklich ernst geworden, „Euer braver alter

Friedensherr muß noch allerhand im Hintergrunde haben, was er nicht für gut befunden, Euch schon jetzt mitzutheilen, oder ich verstehe weder, wie er als Rechtskundiger zu dem Glauben an diese Albernheiten vermocht worden, noch weshalb er sie Euch mitgetheilt hat. Ich verstehe den Kukuk vom Recht, aber ich bilde mir ein, meinen gesunden Menschenverstand zu haben, und da frage ich: wie ist die Stelle jenes Briefes zu verstehen, welcher Euch damals als das einzige Zeugniß bei Eurer Aufnahme in das Haus des Friedensherrn begleitete, jene Stelle, in der Ihr für ein durchaus anständig geborenes Menschenkind erklärt wurdet? Der Monsieur Zacharias ist zu jener Zeit ja noch verheirathet gewesen?"

„So glaube ich," versetzte ich finster.

„Also! — Weshalb legt man das verstoßene Kindlein dann Eurem Pflegevater vor die Thür und nicht ihm, dem es gehörte? — Drittens, wie paßt zu solchen, halb schlichten, halb bedenklichen und unverständlichen Vorgängen der romantische Aufwand mit den beiden Ringen? Und endlich, wie kommt der Comthur von Schellklingen in diesen Kreis von Erbärmlichkeit, Thorheit und Unwahrscheinlichkeit? Wie Ihr den Monsieur Zacharias — schon dieser Name schließt ihn eigent-

lich von allen anderen als Handelsverbindungen aus! — schildert, sollte man es für undenkbar halten, daß er jemals bei einer solchen Affaire betheiligt gewesen, die sich nach allem, was ich von der Sache verstehe, unbedingt nur in höheren Sphären ent- und verwickelt haben kann. — Wie ich sage, mein junger Kamerad," schloß er, „hier müssen noch ganz andere und zwar die allerwichtigsten Geheimnisse verborgen und für den Alten besonders zwingende Gründe vorhanden sein, oder — der Alte und sein gesammter Anhang haben sich auf das gründlichste getäuscht und es ist kein wahres Wort an der albernen Geschichte. Dabei bleibe ich, bis man mich vom Gegentheil überzeugt, und ich werde mir die Freiheit nehmen, inzwischen auf den Wegen weiter zu gehen, welche ich für die richtigeren halte. Es wäre doch possirlich," fügte er lachend hinzu, „wenn wir zuletzt eines Salomo bedürften, der zwischen den diversen Müttern zu entscheiden hätte! Ich in Eurer Stelle würde aber diesen Rechtsspruch in großer Gemüthsruhe abwarten. Ihr habt ja nach dem, was die Euren geschrieben, so oder so einen gesicherten, behaglichen Platz."

„So lange Mißwollen und Bosheit hie und Mißtrauen, Eifersucht und endlicher Ueberdruß

da mir denselben lassen," sagte ich, finster wie zuvor. „Ich habe in der Ihnen mitgetheilten kindischen Geschichte zu böse Erfahrungen gemacht. Man kann auf die Vernunft und Billigkeit keines Menschen mehr schwören, glaube ich."

„Wenn ich nur begriffe, weshalb Euch der alte Friedensherr diese Thorheiten schon jetzt mitgetheilt hat, zumal wenn er selbst zugiebt, daß sie noch nicht sicher sind!" meinte der Chevalier kopfschüttelnd. „Ich denke, dafür wäre auch nach Eurer dereinstigen Rückkehr noch Zeit genug gewesen, wenn es dann überhaupt noch nöthig war. Wie, wenn nicht durch Euren Vetter, könnte Euch sonst diese Nachricht zukommen, und wie würde er Euch damit überraschen, wenn er Euch wirklich wohl will?"

Das erstere war indessen nur zum Theil richtig, da aus Euphemiens Briefe doch dies und jenes hervorleuchtete, was des Vaters Offenheit einigermaßen erklärlich machte. Euphemie schien die Sache gleich den Ihren für ausgemacht zu halten und deutete wenigstens darauf hin, daß man darauf allerhand Angriffe gegen mich gründen zu können hoffe, die mich unvorbereitet vielleicht auf das empfindlichste getroffen, wo nicht wirklich aus dem Sattel geworfen hätten. Sie selbst

schien mir freilich alles Gute zu gönnen und mich gewissermaßen vertheidigen zu wollen. Die letzte Bemerkung des Chevalier schien freilich zutreffen zu müssen. Aber ich legte in jenem Augenblick keinen Werth darauf.

Aber ich breche hier von diesen Dingen ab, wie ich damals in Wort und Gedanken davon abbrach. — Lag es darin, daß ich noch nicht vollständig genesen war und zu meiner rechten Kraft zurückgekehrt, mir obendrein in der Regennacht den Keim zu einer neuen Krankheit geholt hatte; oder hatte ich mich gar zu ehrgeizig in jene Träume und Aussichten verloren, die mir auf dem einsamen Schlosse gekommen, ehrgeiziger als ich selber es wußte; oder lag es endlich in der Sache selbst, — ich fühlte mich von Tage zu Tage mehr niedergedrückt und zugleich erbittert und vor allen Dingen meinem ganzen bisherigen Lebenskreise, ja den Meinen in einer Weise entfremdet, die nichts weniger als behaglich oder auch nur gleichgültig war.

„Ich schreibe an die Schwester," sagte Bernhard noch in der Nacht zu mir; „wer weiß, wenn wir wieder Zeit finden. Du legst doch auch wohl ein paar Zeilen an die Alten bei?"

„Nein," versetzte ich kurz.

„So werde ich deine Ankunft melden und daß du die Nachricht empfangen. Und was soll ich weiter davon sagen?“

„Nichts,“ erwiderte ich eben so kurz und hart. „Grüße Martha, und sage ihr, daß ich der Ihre bin und bleibe. Weiter bin und weiß ich nichts mehr.“ —

Er schüttelte den Kopf, aber er sagte nichts weiter und setzte sich zum Schreiben. Auch in den folgenden Tagen sprachen wir nicht mehr über das Thema, und als ich das mitgetheilte Bekenntniß vor dem Chevalier abgelegt hatte, war zwischen uns Wissenden fortan das tiefste Schweigen, wie es mit meiner Stimmung harmonirte. Ich habe wohl ein Recht zu sagen, daß zwischen diesem Kapitel meines Lebens und dem neu beginnenden kaum ein Zusammenhang sichtbar oder fühlbar wurde. Auf die Gefahr hin, meinen Lesern ein wenig sentimental zu erscheinen, muß ich doch sagen: mir war zu Muthe, als sei mein bisheriges Leben gar nicht mehr vorhanden, als habe ich ein völlig neues zu beginnen.

Was es darin geben würde, danach fragte, darum kümmerte ich mich einstweilen verzweifelt wenig. Ich glaubte mich, so zu sagen, mutterseelenallein in die Welt hineingestellt — die

Zweifel und Einwendungen des Chevalier machten keinen Eindruck auf mich. Nun galt es denn den Versuch anzustellen, ob und wie ich ohne Anhang, nur mit eigener Kraft und auf eigenen Füßen zu stehen vermögen würde.

Ich meine schon einmal darauf hingedeutet zu haben, muß es indessen auf das ausdrücklichste wiederholen: wie Leben und Geschick von einem so jungen Kopfe aufgenommen wird und in ihm wirkt, ist zum Theil außerordentlich unmotivirt, und geht anderntheils am allerwenigsten in der Weise regelrecht vor sich, wie es die Romane uns zu entwickeln und zu schildern lieben. Sie geben uns gemeinhin nichts als Masken, oder doch nur Geschöpfe, die wie die Rekruten weiland Friedrich Wilhelm's I. dressirt und gedrillt sind. Von Menschen ist in ihnen in Wahrheit keine Spur zu entdecken.

Nun gut. Ich mußte meiner verbissenen Ansicht nach auf eigenen Füßen stehen, ich wollte es, und ich konnte es, gleichviel ob in meiner Stellung als Arzt, obgleich ich diesen für's erste schier ganz an den Nagel gehangen und weder mit meiner Prüfung noch mit meinen Studien recht fertig geworden, oder ob als Soldat, wie es mir augenblicklich bei weitem besser gefiel.

Ich war Officier, ich stand bei Kameraden und Vorgesetzten gar gut. Der Stand — oder vielmehr der Krieg und das Dienstleben, wie er es mit sich brachte, — gefiel mir; Glück mußte ich ja wohl haben, jung war ich auch noch, — was Wunder, wenn ich mir eine Zukunft träumte, die nicht bloß glänzend war, sondern mich auch von Allem frei machte, was mir in der Vergangenheit nicht gefiel! Und damit ich ja in solchen Träumen bestärkt und von allen unangenehmen Gedanken abgezogen würde, war der Krieg jetzt gerade im vollen Brande und versprach uns immerhin noch eine hübsche Zeit in Athem zu halten.

Der Geist des Krieges und unserer Soldaten war, so zu sagen, im Laufe des Waffenstillstandes ein anderer geworden. Der glühende und todesmuthige Enthusiasmus, der alles nicht sowohl an den Sieg, auf den man kaum recht zu hoffen wagte, als vielmehr an die Befreiung von der Schmach und dem Druck setzte, und lieber sterben als geknechtet leben wollte, war in ein mehr keckes und frisches Selbstgefühl, oder gar in das ruhige Bewußtsein übergegangen, daß man sich doch auch wohl den Sieg erstreiten werde und daß für die Freiheit nicht bloß schön sterben, sondern

in und mit ihr auch gut leben sei. Die Ruhigen und Einsichtigen hatten es sich früher nie verborgen, daß trotz des besten Willens und des glühendsten Eifers keine Macht aufzustellen sei, welche den enormen Mitteln des Feindes und dem Genie des Führers auf die Dauer Widerstand zu leisten oder ihm gar den Sieg abzugewinnen vermögen werde. Die ehrenvollen aber sinnlosen Schlachten von Großgörschen und Bautzen und das ihnen folgende Zurückweichen hatten gezeigt, was man zu erringen hoffen, was man erwarten durfte, — ein ehrenvolles, aber rettungsloses endliches Unterliegen, durch keinen Enthusiasmus aufzuhalten.

Das war nun anders geworden. Im Waffenstillstande hatten sich die Kräfte Norddeutschlands entfaltet, um den in den ersten Feldzugswochen gestählten Kern sammelten sich Schaaren neuer Streiter voll tüchtigen, glühenden Muthes, mit guter Ausrüstung — man fand sich dem Feinde an Zahl und Muth überlegen und — im alten Kern — an Erfahrung mindestens gewachsen, mit vollem Vertrauen zu den meist schon im Unglück erprobten Führern. Die Russen hatten sich genügend verstärkt, um uns auch bei ihnen an den Ernst der Kriegführung glauben zu lassen;

die Oesterreicher stellten sich auf unsere Seite; man erfuhr sogar, daß der große Zauderer Bernadotte sich an der Spitze seiner Schweden Kriegsruhm zu erfechten gesonnen sei; der Rheinbund endlich wackelte allerwärts, und aus dem sogenannten Westfalen vernahm man, daß Jerome's Thron nur eines kleinen Stoßes bedurfte, um über den Haufen zu fallen.

Das alles wirkte wunderbar zusammen, und als nun die prachtvollen Schlachten des August und September hinzukamen und das Vertrauen zu den Führern, zu uns selbst gerechtfertigt zeigten und steigerten, wurden wir aus todesmuthigen Vaterlandsvertheidigern immer mehr zu tüchtigen Soldaten, und der ächte militärische Sinn und Geist durchdrang Mann für Mann und kittete sie zusammen. Jeder war vor allen Dingen Soldat mit Leib und Seele; jene rein patriotischen Elemente, wie ich sie heißen kann, die den eigenen Eintritt in die Armeen und den ganzen Krieg so zu sagen nur wie ein Mittel zum Zweck angesehen hatten, die Schaaren der Freiwilligen, welche sich in den Lützow'schen Freischaaren zusammengefunden und den Regimentern hie und da als selbstständige Körper zugetheilt worden, waren entweder aufgelöst und in

das Ganze aufgegangen, oder traten vor der großen Masse der Armee auch in ihrem eigenen Sinne zurück.

Ich weiß wohl, daß damals mancher Einzelne über diese veränderte Auffassung des „heiligen" Kampfes sich unglücklich und entrüstet gefühlt haben mag, und daß heutzutage darüber noch Mehrere Zeter schreien oder auch meine Darstellung für falsch erklären werden. Aber das hilft alles nichts und ändert an der Wahrheit wie an der ganzen Sache gar nichts. Im Felde hat der Soldat nur Soldat zu sein, gleichviel ob er vermöge seiner Bildung das Ding in rein dienstlichem und alltäglichem, oder in höherem Sinne auffaßt. Der Bürger und Mensch treten hier in die zweite Stelle, und von Privatgefühlen ist keine Rede. Der Einzelne geht auf in das Ganze und, mag man mich darob verketzern, wie man will, er wäre nicht nur ein schlechter Soldat, sondern in meinem Sinne auch ein schlechter Kerl, wenn er sich innerlich dagegen zu sträuben versuchen würde.

Wir bissen uns in Schlesien mit Seiner Majestät dem Kaiser Napoleon ein wenig persönlich herum und klopften seinen Marschall an der Katzbach; wir zogen dann wochenlang hin

und her, auf das artigste Platz machend, wenn Seine Majestät uns einmal wieder persönlich nahe kam, und auf das fleißigste nachrückend, wenn er uns den Rücken zudrehte. Viel Vergnügen gab es dabei in diesen Wochen nicht; wir wurden bei dem endlosen Regen selten recht trocken; mit Speise und Trank sah es je länger, desto weniger erquicklich aus, da das Land so zu sagen bis auf die äußerste Neige ausgesogen war, und die Wege wurden immer schlechter, die Pferde maroder, und von Schuhen und Stiefeln wußten Viele kaum noch, ob es dergleichen Kleidungsstücke überhaupt in der Welt gäbe, während zugleich auch die übrige Gewandung bereits Miene machte, uns vom Leibe zu fallen. Es kam dazu, daß bekanntlich unter unseren höchst ansehnlichen Führern, dem alten wackern, überall von ungewohnten Rücksichten gehaltenen und gepeinigten Blücher, dem feinen Gneisenau, dem grimmigen, eisernen York, den meist indefiniblen Herren Russen, nichts weniger als eine erhebende Harmonie und kameradschaftliche Stimmung, sondern die böseste Laune von der Welt herrschte und natürlicherweise auch auf die Truppen einwirkte.

Aber trotz alledem wurden Noth, Entbehrung

und Strapazen, Langeweile hie und Aerger da nie recht über uns Meister. Der soldatische und jugendliche Geist überwand das alles, und wenn man uns von oben her keine angenehme Unterhaltung und kein Vergnügen gewähren zu wollen schien, so wußten wir dafür Rath und schafften es uns selber. Ob naß oder trocken, ob hungrig oder satt, man nützte jede Stunde, wo und wie es möglich war, mit bestem Willen und gutem Humor, und ich erinnere mich aus dieser Zeit an seltene lustige Gelage, die mit den bescheidensten Mitteln hergestellt wurden, und an häufige Spielpartien, ja an improvisirte Bälle, Wettreiten und Schießen, und hie und da sogar an eine höchst fidele und für unsere armseligen Speisekammern gar nicht zu unterschätzende Jagd.

Dann hörten die Muße und die Versuche, sie auszufüllen, auf, und es ging wieder ernst in den Krieg hinein, bei Wartenburg über die Elbe und immer näher auf Leipzig zu, wo die drei Tage unsere Reihen auf das furchtbarste lichteten und manchen lustigen Kameraden für immer von uns riefen. Und darauf folgte der Marsch an den Rhein, durch einen rauhen Herbst, durch ein ausgesogenes Land, auf den elendesten

Straßen, durch Ortschaften, wo die vor uns Fliehenden den Typhus als Gastgeschenk zurückgelassen hatten. Da, kann man wirklich sagen, fiel alles von uns ab, was nicht niet- und nagelfest, und die paar Tausend Mann, die von unserem, vor drei Monaten noch so mächtigen Corps endlich an den großen deutschen Strom gelangten, waren, um mich so auszudrücken, nur die Knochen und Muskeln jenes Körpers, — Haut, Haar und Fleisch waren unterwegs verloren gegangen.

Von meinen Privatgefühlen war in all' dieser Zeit, wie ich bereits andeutete, wenig oder gar nicht die Rede gewesen und in meiner besondern Angelegenheit kein Schritt weiter gemacht worden. In die Gegend der kleinen Stadt und ihres Schlosses, zu dem alten Paul und der Hoheit waren wir nicht hingelangt und hatten überhaupt an keinerlei Correspondenz mit den freundlichen Menschen, geschweige denn an eine andere, nähere Verbindung denken können. Ich hatte zwar, wie ich verheißen, an den alten Haushofmeister geschrieben, aber mein Brief war nichts als ein Aussprechen meines Dankes gewesen — von allem Uebrigen sprach ich nicht; denn wie ich einmal verbissen und verbittert war, wollte ich von all' diesen Dingen und, um es kurz zu sagen, von

mir selber nichts hören noch wissen. Eine Antwort hatte ich nicht erhalten, gleichviel ob man keine geschrieben, oder ob sie mich nur nicht aufgefunden, wie es bei dem unstäten Leben und Treiben während der September- und Octoberwochen kaum anders zu erwarten, ja eigentlich ganz natürlich war.

Ebenso erging es uns, Bernhard so gut wie mir, mit den Verwandten; ob sie unsere Nachrichten empfingen, die wir doch ein- oder ein paarmal um Lebens und Sterbens willen abgehen ließen, blieb uns für's erste völlig unbekannt, denn es klang von ihnen zu uns leider kein Laut zurück. Und wenn uns dies auf der einen Seite auch niederdrückte, so entsprach es andererseits, bei mir wenigstens, der Dumpfheit und Entfremdung, von der ich mich je länger desto mehr beherrscht zu finden wähnte, während wir endlich doch auch wieder zugeben mußten, daß die alten Gründe zur Vorsicht für die Unseren nicht weniger in Geltung waren als je. Daß unser Fürst nun, da das Regiment der Franzosen in Deutschland zu Ende gegangen, nicht länger an dem alten Bündniß fest halten könnte, wenn er nicht seine Krone auf's Spiel setzen wollte, war freilich selbstverständlich. Es

verlautete sogar, daß er mit den Verbündeten sich endlich zu Unterhandlungen herbeigelassen, wenn dieselben auch von ihm in der selbstbewußten und trotzigen Weise geführt wurden, die ihn von jeher unter den damaligen deutschen Fürsten ausgezeichnet hatte. Damit aber war noch keineswegs eine billigere und nachsichtigere Stimmung für diejenigen verbunden, welche im Frühling und später ohne seine Erlaubniß, ja gegen seinen Willen auf eigene Hand den Franzosen entgegengetreten waren; die im Winter Verhafteten saßen zum Theil noch immer hinter Gittern und Riegeln, und man wußte gut genug, daß seine Truppen, die gegen Ende des Feldzugs halb freiwillig, halb durch die Umstände dazu gezwungen zu den Verbündeten übergetreten waren, sicher nicht straflos bleiben würden, sobald die gewaltige patriotische Strömung nur irgend wieder in das Bett der alten ruhigen Zustände zurückgewichen sein würde.

So stand es draußen und um mich her, und die gleiche Vereinsamung und Stille herrschte, so zu sagen, auch in meiner nächsten Umgebung und in mir selber. Ich hielt mir die Freunde und Vertrauten, ich muß hinzufügen: ich hielt mich selbst mir vom Leibe. Ich wollte nichts

von der Vergangenheit wissen und nichts anderes sein als Soldat, mochte das führen, wohin es immer wollte. Von Plänen für die Zukunft war keine Rede. Ich mußte eine Stellung finden, die mir die Geliebte sicherte, — das war alles. Denn was in mir auch zu Grunde gegangen oder, um mich richtiger auszudrücken, kindischerweise von mir gestoßen war — Martha hatte ich nicht aufgegeben. Im Gegentheil hielt ich sie immer fester, klammerte mich an sie, wie an das Einzige, was mir noch bliebe, was ich noch wollte, und es kam niemals ein Zweifel in mir auf, daß ich auch sie verlieren könne. Wie sie vor meinem Geiste, in meinem Herzen stand, ließ sie durch Noth und Trauer und Widerstand sich fester an mich binden, als durch das Glück und die Gunst eines stets uns wohlwollenden Geschicks. Sie war, wie ich ja erlebt hatte, eine von jenen Naturen, die gerade im Leid erstarken und zur vollen Entfaltung ihrer Schönheiten und Fähigkeiten gelangen; und da sie so sich mir gezeigt, wo sie noch für sich gestanden — durfte ich nun weniger auf sie vertrauen, da sie mit mir vereint und für mich den Ernst des Daseins kennen und tragen lernen sollte? Das war ferne von mir, wiederhole ich.

Ich hatte in diesen Monaten wieder das alte sogenannte Glück: der Tod mähte um mich her in allen Gestalten, aber an mir ging er vorüber, und ich wußte von keiner Wunde, die mich auch nur für einen Tag dienstunfähig gemacht hätte. Hunger und Strapazen fochten mich auch nicht an, mein Arm war völlig gesund und beinahe so kräftig wie vor jener schlimmen Verwundung; allein mit dem ganzen Körper sah es nicht so gut aus. Ich war nicht krank, aber noch weniger gesund; das Gefühl der Frische und Kraft war mir ganz abhanden gekommen, wie ich denn auch geistig nichts mehr von der Aufregung und Ausgelassenheit in mir spürte, die mich in den ersten Feldzugswochen fortgerissen hatte. Noch viel weniger wußte ich von der rechten fröhlichen Lust und dem heißen Enthusiasmus, welche doch noch so manchen Kameraden beherrschten, und von denen auch ich geträumt hatte. Mir war alles gleichgültig, dumpf und schwer schob ich mich von einem Tag zum andern fort. Ich dachte oft selbst, mir säße eine schwere Krankheit im Leibe, die nur auf den ersten ruhigen Moment warten möge, um mich grimmig anzufallen. Und damit traf ich, wie man gleich sehen wird, das Richtige. Hätten wir weniger zu thun gehabt, so

würde ich vermuthlich schon in Schlesien niedergeworfen worden sein.

Es ward leer um mich und immer leerer. Von der ganzen stattlichen Schaar, mit der ich dereinst mein erstes Bivouak bezogen, waren in unserem ganzen Regimente, ich glaube, keine zwölf Mann mehr übrig, unter die schwachen Schwadronen vertheilt und meistens avancirt. Die Uebrigen waren todt oder krank oder verwundet zurückgeblieben, Einige auch in anderen Regimentern als Ersatz für die verlorenen Officiere angestellt. Aeltere, nähere Bekannte hatte ich außer Bernhard, der sich nicht minder wacker hielt als ich, in meiner Umgebung gar keine mehr, und gewann, zurückgezogen wie ich mich meistens hielt, auch zu niemand ein Verhältniß, das über die ruhige Kameradschaftlichkeit hinausgegangen wäre. Selbst von Bernhard hatte ich mich, aber ohne daß ich anzugeben wußte, weshalb eigentlich, immer mehr entfernt, und seit Feuchères in einem winzigen Gefechte gegen Ende September schwer verwundet worden war und hatte zurückbleiben müssen, besaß ich keinen wirklichen Vertrauten mehr.

Das ging so fort bis in die Mitte des November, wo ich jählings vom Typhus erfaßt

wurde, den wir, wie ich schon gesagt, auf unseren Märschen stets zum Begleiter hatten. Ich kam in das große Spital zu W. und blieb dort liegen; aber von dem, was mit mir vorgegangen, weiß ich von dem Augenblick an, wo ich mich am letzten Abend bereits fiebernd auf mein ärmliches Lager streckte, bis auf Wochen hinaus nichts als das, was Kameraden und andere Genesende mir später davon erzählt haben. Davon ist denn nichts weiter zu sagen, als daß ich eben am Typhus krank war und nur mit Mühe den Armen entrissen wurde, die Freund Hein diesmal auch um mich, und zwar in besonderer Festigkeit, schlingen zu wollen schien.

Aber wenn man mich auch vor dem vollen Schluß der Umarmung rettete, hatte sie mich doch so barbarisch gepackt und zusammengepreßt, daß, als die eigentliche Krankheit überwunden war, sich von einer wirklichen Genesung noch lange keine Spur zeigen wollte und die Aerzte erst recht an meiner wirklichen Rettung zu zweifeln begannen. Mein Zustand war ein ganz erbärmlicher. Schwach und hülflos wie ein Kind, lag ich dumpf und stumpf auf meinem Lager, vom Tage nichts wissend und die Bekannten und Freunde kaum erkennend, ihre

Tröstungen, ihr Zureden kaum verstehend, und es vergessend, schier sobald die Laute ihrer Rede nicht mehr mein obendrein noch schwaches Ohr trafen. Ich wiederhole es nochmals, ich weiß von diesen Tagen nichts durch mich selbst.

Es war um die Weihnachtszeit, als Bernhard, dessen Regiment nicht zu fern stand, noch einmal mit einem kurzen Urlaub mich aufsuchte und, da ihn mein Zustand erschreckte, mit den Aerzten eine ernstliche Conferenz hatte, was man mit mir beginnen könne. Das Resultat war die Erklärung, daß ich sobald wie möglich aus dem Spital und, wenn es sich irgend thun lasse, überhaupt aus der verpesteten Gegend fort müsse, an einen gesunden Ort, in ruhige und liebevolle Pflege, wo man dann nach und nach mich wohl werde genesen sehen.

Als er mit dem Gedanken, was zu thun und wie meine Reise einzurichten sei, umherpromenirte, — denn er war fest entschlossen, mich in die Heimath zu schicken, die sich in drei mäßigen Tagefahrten erreichen ließ, und die Aerzte versichert hatten, daß ich die Reise in meinem beinahe apathischen Zustande aller Wahrscheinlichkeit nach ohne Schaden ertragen würde — sah er vor der Post eben den Major Feuchères aus der Extra=

post springen, die den Wiedergenesenen zu der Armee und seinem Regimente führen sollte. Es fiel dem — ich muß hinzusetzen: wackern und treuen Burschen ein Stein vom Herzen, und er theilte dem Commandeur, den er mir ja vertraut wußte, meine und seine Noth mit.

Der Chevalier war voll größerer Theilnahme, als Bernhard irgend von ihm erwartet. Die Weiterreise wurde aufgeschoben und man suchte mich auf meinem Lager auf. Es ist der erste wirklich lichte und frohe Moment in meiner schwachen Erinnerung an diese Zeit, daß der liebenswürdige Mann an meinem Bette stand, meine Hand hielt und, während sein Auge feucht schimmerte, mit seinem alten jovialen, ermuthigenden Tone zu mir sagte: „Nun Kamerad, was macht Ihr denn für Dummheiten? Courage, mein Freund, und den Kopf auf! Ihr dürft nicht krank sein, das bedenkt und rafft Euch auf.“

„Ich kann noch nicht wieder marschiren,“ habe ich darauf wehmüthig geantwortet.

Ei, das wollen wir schon für Euch besorgen,“ hat er lachend gemeint, „aber es giebt Anderes zu thun, was Euch allein angeht! Auf, auf!“

Ich habe schon angedeutet, daß seine Erscheinung in meinem Kopfe haften blieb, daß aber

das Gespräch mit ihm mir bald gleichfalls wieder entschwand. Und so weiß ich denn auch nichts davon, daß er und Bernhard mir die Reise plausibel machten — nur der Abschied von den beiden Menschen ist wieder wie ein Traumbild da, das einmal an mir vorübergeschwebt.

Feuchères hatte, nachdem die Aerzte, die mich natürlich los zu werden suchten, auch ihm versichert hatten, daß die Gefahr, in der mein Leben noch immer zu schweben schien, durch die Reise sehr wahrscheinlich eher vermindert als vermehrt werden dürfte, den Plan, mich in die Heimath zu schaffen, mit großer Lebhaftigkeit aufgegriffen und setzte sich, während Bernhard eine Gelegenheit in der Stadt aufzutreiben suchte, zu einem eigenhändigen Briefe an Herrn Lorenz nieder. Zeit hatte weder er noch Bernhard zu verlieren, und doch wollten sie mich, wo irgend möglich, selber in den Wagen heben, der mich fortführen sollte.

Es war aber fast, als wolle nach all' dem Malheur das Glück für sie oder mich wieder einmal zu leuchten beginnen. Als Feuchères, mit seinem Briefe fertig, ungeduldig auf Bernhard's Heimkehr wartete, fuhr vor der Post ein

Courier an, der ihm persönlich bekannt war. Er ging nach Wien und erklärte sich dem alten Freunde zu Liebe sogleich bereit, nicht nur über X. zu reisen und mich in seinem bequemen Wagen mitzunehmen, sondern auch um meinetwillen langsamer zu fahren. Denn trotz des Umweges und der anfänglichen Verzögerung konnte er seine Zeit durch eine spätere Beschleunigung der Reise einhalten, zumal die vor uns liegende Route durch die Truppenmärsche weniger ruinirt war als die große Straße.

Was soll ich viel von dem sagen, wovon ich so gut wie gar nichts weiß? Zwei Stunden später lag ich sorgfältig verhüllt im Wagen, und zwei Tage später lieferte mich der freundliche Reisegefährte richtig im Hause der erschrockenen Eltern getreulich ab.

Zweites Kapitel.

In engen Wänden.

So war ich denn wieder daheim, aber Freude und Vortheil davon hatten weder die Meinen noch ich, da mein apathischer, halb bewußtloser Zustand sich noch immer nicht bessern wollte, vielmehr nach einer kurzen Pause in eine neue wirkliche Krankheit überging. Es wäre davon viel zu berichten, wie denn der alte Medicinalrath, der mich auf das sorgfältigste behandelte, später mit mir ausführlich darüber conferirt hat und ein eigenes Kapitel in meinem wieder aufgenommenen Examen daraus machte: in der That ein höchst interessanter und instructiver medicinischer Fall, nicht nur durch die verschiedenen wirklichen Krankheiten, die mich so eine nach der andern packten, sondern auch durch alles

Nebensächliche, was sich im Verlauf derselben und endlich während meiner Genesung dazu fand. Allein für die Leser und auch für mich selbst ist dabei nichts, als daß ich wiederum wochenlang kaum „von meinen Sinnen wußte", und daß wir bereits dem Ende des Februar zugingen, als ich endlich wirklich meinen Verstand wieder gefunden hatte, wie das Volk dergleichen kurz und prägnant bezeichnet, und mit von neuem sprossendem Haupthaar — denn inzwischen war mein Kopf so kahl gewesen, wie Papa Lorenz ihn unter seiner Schlafmütze, respective Perrücke trug, — in Wahrheit genesend, mich wohlbehaglich im Bette streckte.

„Na, nun wird's denn wohl endlich werden," sagte der Medicinalrath, „und auch in den regulären Gang kommen. Bisher ist es mit Euch und Eurer Krankheit ganz und gar verkehrt gewesen, Herr — wie muß ich Euch denn eigentlich anreden und tituliren, Doctor oder Lieutenant, he?"

„Heißen Sie mich nur Emmerich, Herr Rath, wie Sie vordem den Knaben titulirt," meinte ich behaglich lächelnd. „So ist mir zu Muthe."

„Hoffentlich bis auf die Schelmenstücke und Thorheiten, die damals in Seinem Kopfe spuk-

ten, Er Haselant," sprach er gut gelaunt. „Oder sind die auch wieder da? Dann erbarme sich unser Herrgott über uns!"

So weit war es aber mit mir noch nicht, wenn sich sonst auch Lebensmuth und Lebenskraft und die ganze Frohnatur meiner besten Zeit wieder mächtig in mir zu regen begann. Die Krankheiten hatten die heilsame Wirkung gehabt, mich nicht nur körperlich, sondern auch geistig gewissermaßen auszuputzen, und mir all' den Verdruß und die Bitterkeit, die verbissenen Absichten und thörichten Pläne, die Isolirungsentschlüsse und das Einsamkeitsgefühl, kurz all' das Krankhafte, das im Grunde während des ganzen Feldzugs und besonders in den letzten Monaten in mir hausgehalten und mich in meiner innersten und eigensten Natur zu verwandeln gedroht, wieder abzunehmen. Ich wußte nichts von einem Zwiespalt mit der Mutter, ich fühlte nichts von einer Abneigung gegen das theure alte Haus, ich dachte nicht an die unbehagliche oder beschämende und mich vor mir selbst erniedrigende Stellung, in die mich eine Verwandtschaft mit Monsieur Justus van Berge versetzen könnte. Und wenn mir das alles und meine grimmige Auffassung dieser Punkte ein-

mal dennoch in den Sinn kam, da sich jetzt allerdings die Erinnerung bei mir einzustellen begann, so drehte ich mich meistens, gleichsam gelangweilt, auf die andere Seite und schloß mit der beruhigenden Ueberzeugung, daß ich ein unmenschlicher Thor und schon lange, lange krank gewesen, bevor ich auf's Lager gesunken, die Augen zu einem gesunden, stärkenden Schlaf.

Mir war wirklich beinahe zu Muthe, wie mir als Knabe gewesen sein mochte, munter und unbekümmert, fern von aller Ueberspanntheit und Excentricität, ohne Aerger über das Vergangene, ohne besondere Sehnsucht oder Sorge vor der Zukunft, — die würde schon kommen und zwar ganz gnädig für mich, meinte ich. Ich sah mich ja geborgen und gehegt mit Liebe und Treue, es blickte kein Auge auf mich, das mir von irgend etwas Anderem als von Vertrauen, Herzlichkeit und friedlichem Behagen gesprochen hätte. Und diese Augen, die ich um mich sah, waren mir alle so wohlbekannt, hatte ich schon mit den gleichen Blicken auf mich gerichtet gefunden, so lange ich zu denken wußte! — Mein Schlafgenoß, der ehrbare Kutscher Adrian, der jeden Abend mit der Erwartung in's Zimmer schlich, mich schlafend zu finden, und jedesmal erschrak,

wenn ich ihn anredete, mir gewissenhaft jede Unterhaltung verwehrte, bis er zuletzt bereitwilliger plauderte und schwatzte, als ich's verlangte, und kein Ende finden konnte. — Meine Tageswächterin, die uralte Christine, die jetzt längst in jenes Lebensstadium getreten war, wo der Mensch sich äußerlich nicht mehr zu verändern pflegt: sie war noch ein wenig mehr zusammengesunken und stützte sich noch etwas fester auf ihren Stock, im übrigen aber war es noch dasselbe kleine runzelvolle Gesicht, und es waren die gleich gutmüthigen Augen, die sie mir bereits vor zwanzig Jahren zugewendet hatte, und aus dem treuen alten Herzen und aus der guten alten Stimme klang jetzt, wo sie mir keine Strafreden zu halten hatte, noch immer die gleiche Liebe und Zärtlichkeit.

Bei Frau Fides war es ebenso. Die kalte und strafende, entfremdete Dame jener traurigen Wochen, die meiner Abreise im vorigen Jahre vorausgegangen, war verschwunden, dafür saß wieder die ernste und innige, liebevolle und geliebte Hüterin und Pflegerin meiner Jugendtage und Jugendlust an meinem friedlichen Lager, und wenn nach und nach, da unsere Gespräche sich auszudehnen und, wenn man so will,

zu vertiefen begannen, doch irgend ein Wort von mir zu jener Zeit hinüberstreifen wollte, so legte sie mir wohl einmal leise die Hand auf die Stirn und sprach mit jenem zugleich strahlenden und innigen, gütigen Lächeln, das ich nur aus ihren und Martha's Augen jemals hervortauchen sah: „Will dieser thörichte Kopf denn noch immer nicht vernünftig werden und sich stets mit dem alten Krankheitswust plagen? Liebes Kind, jeder Mensch macht von Zeit zu Zeit, glaub' ich fast, eine Krankheit durch, wenn's auch keine für euch Aerzte ist, und er selbst und die Seinen es auch erst viel später merken, daß er eben krank gewesen. Jetzt bist du's, ich aber bin's nicht mehr, und du hast nichts Anderes zu thun, als gesund zu werden. Dann ist alles recht."

Auch der Stadtrichter war, wie ich ihn von jeher gekannt; die Launen und Eigenheiten, die sich bei ihm mit den Jahren überhaupt schon immer mehr verloren hatten, wurden hier in meinem Krankenzimmer noch weniger sichtbar als je, und er brachte mir stets, wenn er in der Dämmerstunde zu mir kam, eine überaus wohlthuende gute und schier lustige Laune mit, welche mich, wenn ich schon wieder angefangen hätte

unruhig zu sein, mehr als irgend etwas Anderes beruhigt und mich meiner unveränderten Stellung bei ihm und in seinem Hause versichert haben würde. Ich sah ihn nur einmal ein wenig verdrießlich, und das war, als ich, in der Genesung schon ziemlich vorgeschritten, zum ersten Mal auf die van Berge'sche Affaire hinzudeuten wagte.

Er zog die hohe Stirn in Falten, und seine Augen blickten mich, wie gesagt, verdrießlich an, als er meine Frage unterbrechend sagte: „Sind dem Herrn der Lorenz und die Fides vielleicht als Eltern nicht mehr gut genug?"

„Papa!" rief ich bestürzt und langte nach seiner guten alten runzeligen Hand.

„Na, dann menagire man sich und fange seine Genesung nicht mit dergleichen Dummheit an, mit der man sich in die Krankheit hineingeritten," sprach er. „Der Bernhard hat mir allerlei curioses Zeug von Seiner Tollheit geschrieben, und von Seiner Ungeberdigkeit über meinen Brief, den ich freilich nicht geschrieben haben würde, wenn ich solche Verrücktheit bei dir hätte voraussetzen können —"

Ich ließ mich um so geduldiger auszanken, da der Uebergang in der Anrede mir anzeigte,

daß er aus dem Aerger in seine gewöhnliche Laune zurückkehrte.

„Ich will gar nichts mehr sagen," sprach er nun weiter, und in seinem Auge regte sich eine Art von Schalkhaftigkeit, „gar nichts weiter, als daß ich dich der hochpreislichen Regierung zum Trotz bei mir festhalte, und dies daher um so mehr auch wohl dem Monsieur Justus und Consorten gegenüber thun würde — wenn es noch nöthig sein sollte. Ob's das ist, wird die Zeit lehren, jedenfalls noch nicht der heutige Tag, und am wenigsten ist es eine Unterhaltung mit einem Kopfe, wie der hier, in dem es, wie ich eben merke, noch immer ein bissel rappelt. So, abgethan, Herr Sohn."

Mit diesem Thema war es also für's erste zu Ende, denn Frau Fides ging noch weniger darauf ein, und die alte Christine wußte, wie ich bald bemerken konnte, gar nichts von der Sache. Dafür vernahm ich aber, was die Worte des alten Herrn: zum Trotz der Regierung — zu bedeuten hatten, und durfte daraus auf's neue erkennen, wie sicher und warm mir in der Liebe und Treue dieser Menschen gebettet sei.

Von meiner schweren Krankheit im Lazareth waren die Eltern durch Bernhard unterrichtet

worden, und der Stadtrichter hatte schon damals bei dem Enkel angefragt, ob man mich nicht am besten zu ihnen in die Heimath schaffen würde, sobald mein Zustand das erlaubte. Er stellte für einen solchen Fall sogar in Aussicht, daß der Amtmann mich abholen könne, der nichts in der Welt zu thun hatte und obendrein gesund war wie ein Fisch im Wasser. Bernhard war damals nicht zu mir gekommen, hatte eine solche Reise für unmöglich gehalten, und als er dann bei seinem nächsten Besuche das Gegentheil erfuhr und mich um so lieber in Ruhe und Sicherheit zu sehen wünschte, als unser Regiment mit Bestimmtheit in den nächsten Tagen aufbrechen und über den Rhein gehen mußte, fand er keine Zeit mehr, die Großeltern von meinem Kommen zu benachrichtigen. Er empfahl dem Courier nur unter Darlegung der Verhältnisse die größtmögliche Vorsicht. Wie es in unserem speciellen Vaterlande einmal stand, konnte man gar nicht voraussagen, ob man nicht selbst den Kranken belästigen und zur Rechenschaft für sein früheres eigenmächtiges Davonlaufen ziehen werde.

Das war in der That gar nicht zu viel gefürchtet, und da der Courier mich glücklicherweise Abends ablieferte, wo weder Nachbarn noch Neu=

gierige meine Ankunft beobachteten, so beschloß Herr Lorenz, dieselbe auch nicht bekannt werden zu lassen. Verkehr in der Stadt hatten die alten Leute, wie die Leser wissen, gar wenig, und waren überdies auch mit Tochter und Schwiegersohn einmal wieder auf ziemlich gespanntem Fuße. Ueberdies hatten Jene, die nach mir zu fragen berechtigt gewesen wären, auch mit all' den Veränderungen und Neuerungen, welche das Auseinanderbrechen des Rheinbundes und die Verbindung mit den Alliirten zu Folge hatte, so unendlich viel zu thun, daß sie auf einen einzelnen Menschen wenig oder gar nicht achten konnten, bis sie etwa ausdrücklich auf ihn aufmerksam gemacht wurden. Und so durfte man hoffen, meine Anwesenheit bis zu meiner völligen Genesung geheim zu halten, wo denn das Weitere sich finden mußte.

Man hatte allerdings nicht voraussehen können, daß sich die Sache auf Monate hinaus ausdehnte. Allein man konnte nun weniger zurück als je, selbst wenn man dergleichen gewollt hätte. Denn die Humanität, welche unsern Herrscher früher ausgezeichnet und ihm gerade in unserer alten Stadt anfangs aller Herzen gewonnen hatte, schien in all' dem Verdruß, Aerger und

Zorn, mit denen ihn die erzwungene Nachgiebigkeit gegen die jetzigen Machthaber erfüllte, vollständig verloren gegangen zu sein, und er machte, wo er das noch nie im eigenen Lande vermochte, seine Macht häufig in der härtesten und durchaus tyrannischen Weise fühlbar.

So bewahrte man das Geheimniß denn strenger als je. Der Dienstleute und des Arztes war man sicher, und außer diesen erfuhr nur der Amtmann von meiner Anwesenheit. Dem Messire und seiner Gattin, ja selbst den beiden Töchtern war nichts mitgetheilt worden. —

„So weh mir das auch um Martha's willen that," setzte Frau Fides, die mir dies alles nach und nach erzählte, zum Schluß hinzu. „Aber das Kind ist zu wahr und offen und — liebt dich auch zu sehr, als daß sie an solchem Geheimniß und zumal an deiner Krankheit nicht gar zu schwer getragen hätte. Wir haben ihr Nachrichten von deinem Leiden, von deiner Genesung gegeben und sie damit befriedigt. Emmerich, mein Kind, du bist vom lieben Gott reich begnadigt, daß er dir ein so reines, edles, starkes und treues Herz zugewendet! Gebe er nun auch, daß du seiner würdig bleibst und sein Vertrauen nicht täuschen mußt. Denn sie will von nie-

mand wissen als von dir," schloß die alte Frau mit einem schwermüthigen Lächeln, „und daß wir in solchem Entschlusse nichts für dich sehen als Glück und Segen, das traust du uns wohl zu. Aber es wird ein ernster Kampf für dich werden!"

Ich kann's den Lesern nicht beschreiben, mit welcher seltsamen, aus der tiefsten und innigsten Bewegung, dem fröhlichsten Vertrauen, dem glückseligsten Bewußtsein, daß Martha mein, daß ich der ihre, gemischten Empfindung ich mich nach diesem Bericht der Mutter auf dem Lager unter die Decken schmiegte, den Kopf gegen die Wand drehte, um mich — ich möchte sagen: ganz in mich zurückzuziehen. Es war wunderbar still in mir, aber auch nicht minder wunderbar vertrauensvoll, und vor allem Anderen empfand ich das Glück und den Segen, von denen Frau Fides geredet, auf das allerinnigste. Von einem Zweifel, einer Sorge war in mir nicht die leiseste Spur. Ich kam mir geborgen vor, wie ein Vogel, der lange verschlagen und umringt von Feinden und Fährlichkeiten endlich wieder in sein altes trautes, sicheres Nest gelangte — in das Nest, das ich trotzig und krankhaft so lange nicht mehr für ein solches hatte gelten lassen

wollen! — Das war denn wohl das sicherste Zeichen meiner wahren innerlichen Genesung.

Mittlerweile begann denn aber auch die des Körpers ernstliche und erfreuliche Fortschritte zu machen. Ich kam nach und nach aus dem Bett, ich fing an Gehversuche zu machen, ohne mich dabei stets auf den Arm eines Andern stützen zu müssen. Und ich saß endlich stundenlang am Fenster und sah hinab in den stillen Hof und hinüber zu der Gallerie vor des Vaters Zimmern — denn es war, wie ich schon sagte, jene abgelegene und friedliche Stube, die den heranwachsenden Knaben und den jungen Doctor vordem gleichfalls beherbergt hatte, das gleiche Gemach, in welchem vor langen, langen Jahren Donna Concordia mit ihren Kindern und mir während der Nacht der Plünderung und des Entsetzens geborgen worden und sich so ungeberdig benommen hatte.

Und so saß ich und träumte, oder las in den Zeitungen, die mir der Alte gewissenhaft zutrug und über deren Kriegs- und Siegesnachrichten er mit mir zuweilen debattirte, und fühlte wohl die Sehnsucht, wieder bei den Kameraden zu sein und mit ihnen zum letzten rüstigen Kehraus zu reiten. Und ich darf mir wohl zur Ehre

nachsagen, daß mich dies Gefühl am mächtigsten überschlich, wenn ich mit den Zeitungsberichten die kurzen Mittheilungen verglich, welche Bernhard ein paarmal an den Amtmann gelangen ließ, und aus ihnen ersah, wie furchtbar der Februar wieder zwischen den Freunden aufgeräumt, in wie elender und sinnloser Weise das tapfere Heer hin- und hergezerrt wurde, fast als sollte es absichtlich geopfert werden. Denn auf solche Gedanken mußte man wohl kommen, wenn man wie ich die Erfahrungen des Herbstes hinter sich hatte. Es war uns, so wenig wir auch von der hohen und geheimen Politik verstanden, dennoch schon damals klar geworden, daß die wahre Ehrlichkeit nur auf Preußens Seite zu finden sei und von den sogenannten Freunden auf das schmählichste mißbraucht wurde, bis der alte Blücher hin und wieder mit einem grimmigen Griff das Netz zerriß, welches man um ihn zu spinnen versuchte.

So klang es jetzt aus Bernhard's Zeilen heraus, — eine tiefe Bitterkeit und ein finsterer Grimm. Es mußte weit gekommen sein, wenn sogar er, die lustigste, unbedächtigste Menschenseele, der Spaßmacher seines Regiments, von solchen Empfindungen beherrscht wurde, wenn er

es offen aussprach: Man opfert uns, damit man den unbequem ehrlichen und auf seine Ehrlichkeit und seine Thaten stolzen Freund los wird! — Und mir war zu Muthe, als müßten sich gerade jetzt alle Getreuen um das alte Banner schaaren und dem Feldmarschall helfen, die Diplomatenkünste und die Feinde im eigenen Lager zu zerschmettern und ihnen zu zeigen, daß wir nicht mit uns spielen ließen.

Aber von mir freilich mußte ich dabei absehen, denn zum Soldaten war ich noch nicht wieder zu gebrauchen. Und es war nur gut, daß auch hier der Friede und die Klarheit, die mich durchdrungen hatten, ihr Recht behaupteten und die Ungeduld von mir fern hielten. Wie war es damals, in jenen letzten Wochen auf dem Schlosse so ganz anders gewesen, wo mich nicht nur die Sehnsucht nach den Kameraden, nach einer wilden und lustigen Thätigkeit durchwogte, sondern auch die Träume, die Vorstellungen und Combinationen hin und her zerrten, welche dann so jäh ihr Ende erreicht hatten!

Jetzt — ich habe das schon gesagt! — quälten mich auch diese Träume nicht mehr, wurmte nicht mehr in mir, was mich aus ihnen emporgerissen. Ich war ja im warmen alten Neste und sah mich

unverjagt und wollte von keinem andern wissen, und harrte geduldig der endlichen Entwickelung, die schon einmal kommen würde.

Und sie kam denn auch.

Es war bereits gegen das Ende des März und ich fing, kräftig wie ich täglich wieder mehr wurde, doch allmälig an, mich aus der gar zu großen Enge und Einförmigkeit hinauszusehnen und langweilte mich zu Zeiten lästerlich, während ich zu anderen Stunden mir den Kopf zerbrach, was endlich aus all' diesem werden sollte. Denn ich konnte doch nicht ewig hier im Loche sitzen, drückte ich mich in Gedanken schon wegwerfend genug über das bisher so liebe alte Gemach aus. Meine Lectüre genügte mir nicht mehr, die Studien, die ich in meinem seither etwas vernachlässigten Fach wieder aufnahm, behagten mir auch nicht recht, die Plauderstunden mit den Meinen kamen gar zu selten und gewährten begreiflicherweise auch nicht gar zu viel Anregung, und meine Streifzüge, die ich einigemal in den Morgenstunden durch das stille Haus zu machen wagte, sollten und mußten mit einer Vorsicht geschehen, die mir je länger desto peinlicher wurde, und zwar um so mehr, als sich ja absolut kein Ende absehen ließ.

Und der Himmel ward blauer von Tag zu Tag, die Sonne wärmte und überglänzte freundlich den abgeschlossenen Hof, den leise aufgrünenden und erblühenden Garten vor den Fenstern des Vaters; die Luft wehte mit wohliger Frische, die Vögel riefen, und ein- oder ein paarmal hatte ich schon, an meiner halbgeöffneten Thür lauschend, Martha's Stimme vernommen, wenn sie die Großmutter begrüßte oder von ihr Abschied nahm. So muß den Vögeln zu Muthe sein, wenn ihre Wanderzeit kommt und sie im Käfig darauf verzichten sollen!

Herr Lorenz hatte das alles wohl wie die Uebrigen gemerkt, aber anscheinend bisher nicht weiter Notiz davon genommen, als daß er mich Abends jetzt meistens feierlich in sein Zimmer hinüberholte und mich dort bis zum Zubettgehen weilen ließ — ich will dahin gestellt sein lassen, ob der gute Alte das mehr seinetwegen that, weil er sich nun einmal in seinen räucherigen und staubigen, vollgepfropften Räumen behaglicher fühlte als in meiner Krankenstube, oder mehr, weil er etwa begriffen hatte, daß selbst dieser kleine Ortswechsel für die Einförmigkeit meines Daseins von Werth sein müsse. So empfand ich es wenigstens, nur hielt es damit nicht lange vor.

Nun saßen wir eines Abends auch wieder hinten, und da Frau Fides, die sonst mir zu Liebe in diesen Stunden gleichfalls die Höhle des alten Gatten aufzusuchen pflegte, heute noch fehlte, war ich drauf und dran, meinen in den letzten Tagen gereiften Vorsatz zur Ausführung zu bringen und dem Herrn Papa mit der unumwundenen Frage zu Leibe zu rücken, wann und wie diese vertracten Zustände nach seiner Meinung enden dürften. Ich wartete mit dem ersten Wort nur noch, weil ich ihn zuerst recht in Ruhe haben wollte, damit er mir nach seiner beliebten Gewohnheit nicht von neuem ausweichen könne. Denn das verstand er gelegentlich ganz meisterhaft und wußte dabei alles zu benutzen, was ihm in den Weg kam. Und jetzt polirte er gerade die ausgerauchte Pfeife, beutelte sie ein, stellte sie in den Schrank an ihren Platz und behandelte dann ihren Nachfolger eben so gewissenhaft, polirend, stopfend, anzündend — es war im Grunde ein wahres Seelengaudium, ihn so pedantisch, oder vielmehr liebevoll, sauber und zierlich, voll des innerlichsten Behagens mit den braunen Dingern hantiren zu sehen, und zu anderen Zeiten würde ich auch sicherlich ein höchst belustigter Zuschauer gewesen sein, während ich

jetzt bei all' den Manipulationen nach und nach nicht wenig ungeduldig zu werden begann.

Er merkte davon nichts, seine Beschäftigung nahm ihn völlig in Anspruch, und da er endlich fertig war, ließ er eine kleine Rauchwolke aus dem Kopfe steigen, beugte sich leicht darüber und schlürfte den Arom des Kanasters mit solcher — ich muß wohl sagen: Raffinerie des Genusses ein, daß ich zu verzweifeln gedachte; denn zu stören war er jetzt am wenigsten.

Und da richtete er sich auf mit einem schier schmachtenden, tief befriedigten „Ah!" und ging, die Brille auf die Stirn geschoben, die Augen in einer Art Verzückung halb geschlossen, den unveränderlichen, lämmerfellgefütterten Schlafrock warm um den kleinen starken Körper geschlagen, fast im Paradeschritt auf und ab — ein Anblick, der mich selbst in diesem Moment nicht mehr ernst bleiben ließ.

„Du bist doch das glückseligste Menschenkind auf Gottes Erdboden, Papa," sagte ich, da er sich auf mein Auflachen zu mir gewandt hatte und vor mir stehen geblieben war, „daß du durch den alten, längst bekannten Genuß noch immer wieder in gleicher Weise erquickt und entzückt zu werden vermagst!"

„Ja, siehst du, mein Junge," versetzte er, und ich wußte nicht, ob durch die gute Laune, welche aus seinem Auge sprach, nicht auch ein wenig Spott hinglänzte, „das sind wir Raucher vom alten Schlage, die an der Pfeife nicht bloß eine Unterhaltung wie ihr, sondern eine wahre Freundin, Beratherin, Trösterin finden, die in uns stets die rechten und zeitgemäßen Gedanken und Empfindungen wach ruft und zu ihrem Rechte kommen läßt. Hättest du an dem Abend, nach all' den körperlichen Molesten und Strapazen, wie sich's gehört, erst eine Pfeife angesteckt, und dann den Brief gelesen, in welchem ich dir von jener fabulosen Geschichte schrieb, so setze ich meinen Kopf zum Pfande, daß du weder so complet toll, noch krank geworden, noch dich überhaupt wie ein Haselant und Hanswurst betragen hättest. Bernhard correspondirt denn doch ein wenig mehr mit uns und über dich, als du etwa gedacht haben magst — es ist kein unebener Junge und besser als ihn dieser langweilige Messire verdient," fügte er hinzu und nahm seinen Weg wieder auf; und als ich nichts erwiderte, denn ich wollte ihn in diesen Explicationen, die meinen Wünschen entgegenkamen, nicht stören, sprach er nach einigen Gängen mit einem schar-

sen Seitenblick auf mich weiter: „Nun sag' mir einmal, Junge, wie um Gottes willen konntest du durch meine Nachricht so fürchterlich dumm und toll gemacht werden?"

Ich antwortete darauf etwas von verletzten Gefühlen, von Anhänglichkeit für ihn und die Seinen und was es sonst noch gewesen sein mag — nichts Bedeutendes oder Gewichtiges, da ich theils meine damalige Ergriffenheit selber nicht recht mehr verstand, theils auch von den Vorgängen im Schlosse nichts verlauten lassen mochte und vor allen Dingen mehr von ihm erfahren als selber sprechen wollte.

Er merkte das und schüttelte den Kopf. „Willst du nicht oder kannst du nicht? Das ist ja lauter dummes Zeug," sagte er mit einem scharfen Blicke, der nicht dem alten Friedensherrn, sondern dem Stadtrichter gehörte. „Du bist also schon krank gewesen, glaub' ich fast."

„Drei Monate, ohne daß ich's wußte, Papa?" fragte ich nicht ohne Lächeln.

„Hm, oder noch nicht wieder gesund — Hieb über den Kopf, hm!" versetzte er achselzuckend. „'s kommt schließlich auf Eins heraus. Und, mein Junge — es giebt Menschen, die tragen zuweilen Jahr und Tag etwas Krankes mit sich

herum und überwinden's zuweilen ohne eine wirkliche medicinische Krankheit. Ich kenne das und rechne in deinem Falle so, weil ich sonst grimmig werden müßte — ernstlich grimmig, sag' ich dir."

Er ging wieder auf und ab, und erst nach einer Weile trat er zu seinem Lehnstuhl vor den Schreibtisch, setzte sich, die Pfeife mit steifem Arm über die Lehne hinausstreckend, und sprach aus seiner Dampfwolke heraus: „Komm hieher an's Fenster, daß ich dich recht ansehen kann, thörichter Kerl du, und nicht so zu schreien brauche. Haben wir doch gute Zeit vor uns — die Alte haben sie mir ja in einen von diesen millionenverwünschten Thees gepreßt, bei denen das Frauenzimmer sich nur den Magen verdirbt, sich Dummheiten in den Kopf setzen läßt und sich heiser schwatzt — sie hat so keine starke Brust! Da haben wir also gute Zeit, sage ich, und ich habe sie extra für dich bestimmt.

„Also zuerst von dem, daß ich überhaupt an dich über die Sache schrieb," fuhr er fort.

„Was mich am allermeisten bestürzte," fiel ich ein, „denn daß du's nicht umsonst thatest, Papa, und nicht, ohne es gewissermaßen zu müssen — das wußte ich. Und da —"

„Dummheiten!“ sagte er und zog die Brauen flüchtig zusammen. „Das klingt wie ein Vorwurf, und darauf will ich antworten, ohne daß du noch viel dazwischen redest. — Kurz und gut also: einmal hast du dich von jeher in allem, was auf deine Geburt und Abstammung geht, so vernünftig benommen, dich von allem Fragen und Forschen und sonstigen Allotrien so fern gehalten und dich augenscheinlich in meinem Hause und Familienkreise, dessen Mitglied du durch die Mutter und mich geworden, so wohl befunden, daß ich meinte, ich dürfe zu dir offener sprechen als zu irgend einem Andern. Es schien sich eine Erklärung finden zu wollen, — von welchem Werth, darauf kommen wir später! — die du erwachsener Mensch wissen mußtest. Verändert wurde durch sie, wie sie nun einmal war, in deiner Stellung, in deinen Verhältnissen, deinem Lebensgange gar nichts. Kein Mensch erhob Ansprüche auf dich, conträr, man stieß dich ja mit Händen und Füßen von sich. Du warst und bliebst der Unsere, — wenn w i r das wollten und damit zufrieden waren, wen ging's denn sonst noch etwas an? — Und damit dir das selbst im Verdruß, den die Nachricht machen dürfte, stets gegenwärtig sei, fügte ich's auf der Alten

Wunsch noch ausdrücklich hinzu. Ich hätt' es nicht für nöthig gehalten.

„Sieh', mein Kind,“ redete er nach einer kleinen Pause mit leichtem Kopfschütteln weiter, „hätten wir dich nicht in all' den verdrehten und verzwickten Zuständen, damals vor deinem Fortgange, als einen Trotz- und Krauskopf kennen gelernt, in dessen Haupt noch allerhand spuken konnte, von dem wir bis dahin nichts erfahren noch geglaubt, so wäre es fraglich gewesen, ob ich dennoch dir von der Historie etwas gemeldet hätte, die, wahr oder nicht, wiederholentlich gesagt, keinenfalls von rechter Importance für dich war. So aber ließ sich gar nicht sagen, was bei dir für Dummheiten zu Platz kommen würden, falls du ohne uns davon erführest und obendrein vielleicht in einer etwas pikanten Weise. Daß man dazu Lust hatte, ist sicher. Nicht bloß der Monsieur Justus, sondern auch der Messire und — es thut mir leid, das sagen zu müssen! — meine Tochter fielen über diese Affaire her wie eine hungrige Meute, und suchten sie gegen dich und uns auf alle denkbare Weise zu verwerthen.

„Natürlich kamen auch die Dummheiten dabei auf's Tapet, die du damals wirklich gemacht hattest, oder die dir doch zugeschoben worden

waren; man ging wieder auf den alten Verdacht zurück, obgleich man inzwischen schon einmal eingesehen und zugegeben hatte, daß die schlimme Hexe dich nur am Narrenseil geführt habe. Jetzt sah man in dir und ihr wieder große Verbrecher, ja schlimmere als je zuvor; der Mensch, der — ich ärgere mich jedesmal, wenn ich nur den Namen nenne oder höre! — der Hector hetzte und bohrte auch, denn es war ihm darum zu thun, wieder zu Gnaden angenommen zu werden und von neuem lügen zu können; Donna Euphemia, wie du sie ja sonst genannt hast, gab auch wieder weich, und — du kannst Gott danken, daß unsere Alte sich inzwischen von ihrem Unrecht gegen dich überzeugt hatte und nun darauf hielt, daß die Kleine gar nichts von all' den Dummheiten erfuhr oder doch leicht darüber wegkam. Sonst wärest du blamirt gewesen, mein Liebster — ich weiß nicht, ob der Amtmann und ich allein dich hätten halten können. Die ganze Sippschaft schrie auf uns ein, daß du von Geburt auf ein verlorenes und verwerfliches Subject, und daß du dich auch durch dein sündhaftes Leben als ein solches documentirt hättest, weshalb man dich fallen lassen müsse. Kamen diese Dinge ohne eine ganz bestimmte

und unabweisbare Widerlegung in's Publikum, so war deine Stellung hier bei uns unmöglich gemacht. Ich weiß nicht, ob du die Menschen von dieser Seite schon kennen gelernt hast, ich aber kenne sie leider Gottes schon lange so. Schlecht sind sie nicht, aber dumm; je größer der Skandal ist, den man ihnen erzählt, und je unglaublicher, desto fester glauben sie daran. Bei der Regierung warst du ohnehin genug compromittirt, — also, mein Junge, rechne dir das einmal selber weiter nach.

„Ich konnte nur dadurch Aufschub und Stille erlangen, daß ich scheinbar und in sofern nachgab, als ich die allergenaueste Untersuchung verhieß, damit man doch auch das bischen noch Unklare aufgeklärt sehen möchte, und indem ich mit einigen Drohungen zu Platz kam, welche den eifrigen Leuten bewiesen, daß sie bei der Affaire sich auch selber die Finger verbrennen könnten. Kurz, es war ein curioser und zugleich grimmiger Wirrwar. Und endlich theilte ich dir die Hauptsache mit, denn wie alles stand und lag, konnte der Teufel sein Spiel haben und ich dir vielleicht im nächsten Briefe schreiben müssen, daß wir dich trotz aller Liebe gegen die Thorheit und Brutalität hier nicht länger zu halten im Stande seien,

während man dir zugleich etwa auch unter deinen Kameraden und sonst böses Spiel zu machen suchte. Denn, Schatz, es herrscht in dieser Gesellschaft eine ganz grimmige Wuth gegen dich," fügte der Alte mit einem hohen Achselzucken hinzu, „hauptsächlich, weil der Justus so gut wie der Messire und — na, cum appertinentiis, will ich nur sagen, nicht das eine oder andere Erbe mit dir theilen wollen, und weil der Letztere obendrein sich von neuem über den Herrn ärgert, der ihn zuerst Messire genannt und auf's Glatteis geführt, hm, ah! — Apropos, du hast ja den Mann kennen gelernt — ein Chevalier de Feuchères, Emigrant —?"

Ich fuhr bei dieser jähen Zwischenfrage wie aus einem Traume auf, für den es wohl keiner Erklärung oder Entschuldigung bedarf. Denn so wahr und — zumal von diesem Menschen! — — auch begreiflich alles Mitgetheilte sein mochte, so seltsam war es auch, und so verwirrend mußte es auf mich wirken. Ich nahm mich indessen zusammen, so gut ich's vermochte, und sagte: „Ja, ich lernte ihn kennen, Papa; er ist fast von Anfang an mein Commandeur gewesen und hat sich für mich interessirt. Wie erfuhrst du aber von ihm?" Denn von dem Briefe, den der Che=

valier an Herrn Lorenz geschrieben, wußte ich bis auf diese Stunde nicht eine Silbe.

„Ei nun, 's machte sich zufällig," erwiderte der Alte leichthin. „Und wie ist er? Ein Spottvogel und Haselant, oder ein Mann, zu dem man Vertrauen haben kann?"

„Ich habe es zu ihm gehabt und glaube mir damit nicht geschadet zu haben," gab ich zur Antwort.

Herr Lorenz schaute mich ein paar Secunden lang gewissermaßen zerstreut an, bevor er sich die Augen rieb und darauf sagte: „Na, davon wird ein andermal zu reden sein. Jetzt will ich in meinen Erläuterungen unserer eigenen Affairen fortfahren, denn die Hauptsache, und was dich am meisten interessiren muß, kommt erst. Ich will mir nur erst eine andere Pfeife anzünden, und du kannst mittlerweile die Lichter anstecken. Es wird schon dunkel." Abends brannte er nämlich nicht die Lampe, sondern zwei Lichter auf einem Doppelleuchter. Und nachdem das Vorgeschriebene von uns Beiden ausgeführt worden war und er nach einigen Gängen durch das Zimmer wieder Platz genommen hatte, fuhr er wirklich fort zu erzählen:

„Daß ich dem Feinde nicht fest entgegentrat und ihn nicht zurückwies, vielmehr zu tempori-

siren suchte, gründete sich theils auf das, was ich vorhin schon sagte, — ob wahr oder unwahr, das Ding sollte nicht publik werden! — theils aber auch darauf, daß ich curioser Weise selber confus wurde und mich weder für die Wahrheit noch für die Falschheit zu entscheiden vermochte — vermag, muß ich sagen, denn noch heute giebt es da ein paar ganz seltsame Incidenzpunkte, über welche ich nicht hinaus kann. Diese ganze Affaire ist mir aber auch um dessentwillen außer allem Spaß und höchst lehrreich gewesen, weil sie mich überzeugt hat, daß wir erstens nicht selten gerade aus klügster Klugheit dümmer als dumm werden, und zweitens diese Dummheit am deutlichsten zeigen, wenn wir glauben, in so einer Stadt und solchem Leben wie hier dürfe absolut nichts passiren, was uns verborgen bleiben könne.

„Der Zacharias war von jeher ein seltsames Stück von einem Menschen gewesen, bei dem man immer auf etwas Absonderliches gefaßt sein durfte, und es gab obendrein in seiner ersten Ehe mancherlei, von dem seiner Zeit geflüstert wurde; aber auf so vertracte und unglückselige Historien, wie sie mir nun bekannt geworden, ist sicherlich keine Menschenseele verfallen.

„Es ist eine unbehagliche, ja widerliche Geschichte, mein Junge," redete er mit einer Bewegung weiter, als empfinde er selber, was er eben ausgesprochen. „Genug, der alte Zacharias sollte drei Kinder am Leben haben, während er doch behauptete, nur von zweien zu wissen. Die Stadt und selbst sein bester Freund, unser Messire, haben davon nicht das Geringste erfahren, so still wurde das alles abgemacht, obgleich man wußte, daß die selige Frau van Berge mehr von sich reden machte, als für ihren Ruf und Hausfrieden gut, — weiß der Kukuk, was in diesem Hause steckt, daß seine Herrinnen immer auf Allotria verfallen! — und daß sie endlich nicht gerade plaisirshalber aus dem Hause schied und mehrere Monate auswärts lebte, — in F., mein Junge, wo sie Freunde und Verwandte hatte, wo aber auch der Willfried von Schellklingen in der Nähe residirte, — merke das wohl, mein Kind. Soviel ich mich erinnere, — denn allzu bekannt bin ich mit dem Zacharias nie gewesen, und habe auf dies Gerede überhaupt nicht viel Acht gegeben — soviel ich mich also erinnere, rechnete man damals wenig auf ihre Rückkehr und die Wiedervereinigung des Paares, schrieb aber den Grund der Trennung doch hie

und da auch auf die Rechnung des Gatten, der, wie gesagt, von jeher ein eigenthümlicher Gesell war.

„Kurz und gut, in der Zeit der Abwesenheit, und dieselbe fiel in den Sommer und Herbst 1792, hat Zacharias ein drittes Kind und Justus einen Bruder erhalten, von dem der Alte aber bis in seine Sterbestunde nichts hat wissen wollen, und von dem es ungewiß ist, was aus ihm geworden: ob es todt geboren, oder bald oder später gestorben, oder am Leben geblieben, und wohin man ihn in solchem Falle gebracht. Die selige Frau van Berge ist jedenfalls im Herbst 1792 ohne ihn zurückgekommen und wieder mit dem Gatten zusammengeblieben, bis sie etwa ein Jahr später starb. Was sie darüber zu Zacharias etwa gesagt und bekannt, hat nur der alte Bursch erfahren, und was er selbst davon gedacht, hat er eben mit in den Tod genommen. Doch ist es allerdings remarkabel, daß er überhaupt noch davon angefangen und obendrein zu Justus gesagt haben soll: „Du hast einen Bruder!“ — Es müßte doch wohl auf die Weise erklärt werden, daß der Knabe am Leben, und daß der Alte entweder mit erwachendem Gewissen

ihn hat aufnehmen oder den Sohn vor zu erwartenden Ansprüchen hat warnen wollen.

„Nun, mein Junge," redete er nach einem kurzen Schweigen von neuem weiter, denn die verehrungswürdigen Leser begreifen, daß ich zu diesen Auseinandersetzungen bis dahin wohl still bleiben mußte, „nun, mein Junge, will Monsieur Justus von der Existenz dieses Kindes, die von jeher nur sehr Wenigen bekannt geworden und neuerdings fast völlig vergessen zu sein scheint, schon im vergangenen Winter Wind bekommen haben, ohne sich einstweilen darüber auszulassen, wie er dazu gelangt sei, und behauptet, daß es in unsere Stadt gebracht, hier erzogen, noch am Leben sei und — daß du dieses Kind seiest."

„Ich? Also wirklich hält er das fest?" sagte ich hier doch ernstlich ergriffen dazwischen. Denn so seltsam das Vernommene auch war, so wahrscheinlich, so glaubwürdig, möchte ich sagen, wurde es durch die Erzählungs- und Darstellungsweise des Alten.

„Das thut er allerdings, mein Sohn," versetzte er, „wenigstens wüßte ich nicht, was ihn zum Zurückweichen gebracht haben sollte. Ich habe freilich seit Monaten nicht mit ihm geredet, da

ich vor allen neuen und näheren Erörterungen mich selber genau über den Fall instruiren und vor allen Dingen alle Einzelheiten desselben verfolgen und klar vor mir sehen wollte."

„Und gerade da, Papa — ich begreife das nicht, wenn ich mir alles mit Ernst und Ruhe vorhalte," sprach ich kopfschüttelnd, „du hast mir ja nichts vorenthalten, — da erinnere ich mich, daß nicht bloß ein Brief, sondern auch—"

Seine erhobene Hand gebot mir Schweigen, und nachdem er eine inzwischen angesammelte mächtige Rauchwolke in die Luft entlassen, redete er mit der unabänderlichen Ruhe des gewiegten Geschäftsmannes, der durch kein persönliches Interesse, durch keinen Zwischenfall oder anscheinenden Widerspruch sich in der klaren und übersichtlichen Anordnung einer Sache stören läßt, sicher, daß gerade dann das Für und Wider am deutlichsten hervortreten und ein unparteiisches Urtheil ermöglichen muß: „Alles nach der Reihe, mein Junge, sonst thun wir einer Partei Unrecht, und das soll nicht sein, gleichviel, was zuletzt daraus wird. Also hübsch ordentlich: die Frau hat Veranlassung dazu gegeben, daß ihr Gatte von ihr, oder doch von dem Kinde nichts wissen will. Das Kind wird

geboren in der Ferne und bleibt dort. Die Mutter kehrt ohne dasselbe in das Haus des Gatten zurück, und wird ihre Gründe gehabt haben, diese halbe Versöhnung anzunehmen und ihr das Kind aufzuopfern. Diese Gründe genügen indessen nicht, ihr die Trennung von dem Kleinen auf die Dauer erträglich zu machen. Sie bequemt sich zum Geheimniß, aber sie will das Wesen in ihrer Nähe, unter ihren Augen haben. Es wird herübergebracht und einer Familie übergeben, zu der sie Vertrauen hat. Das alles mag Gott Lob nicht oft, aber es kann und wird zuweilen geschehen. Wir dürfen auch nie vergessen, daß wir eigentlich fast niemals die Gründe und Ursachen von dem erfahren, was um uns her passirt, selbst bei den allergewöhnlichsten Dingen nicht, und so hochmüthig und selbstzufrieden wir uns dergleichen auch meistens einbilden. — Von dem, was einen Menschen hiezu oder dazu in Wahrheit veranlaßt, erfahren im Grunde seine Nächsten sogar nur ausnahmsweise das Vollständige und Wirkliche. Und wenn er obendrein Veranlassung hat, dies oder jenes nicht gleichgültig gehen zu lassen, so kommt ihm noch seltener Einer auf die rechte Spur. Es giebt in jedem Menschen — Fächer, möcht'

ich's heißen, die selbst für den gewandtesten Inquiranten verschlossen bleiben.

„Also, das Kind ist da und in ihrer Nähe. Sie hofft es nach einiger Zeit zur Anerkennung zu bringen und in sein Recht eintreten lassen zu können. Diese Hoffnung aber wird zu Wasser, — sie stirbt, bevor sie das Mißtrauen und die Abneigung des Gatten besiegt hat, und wenn sie ihn auch vor ihrem Tode von der Sachlage unterrichtete, so ward auch dadurch nichts verändert. Er ignorirte das Dasein des Geschöpfes nach wie vor, und um so leichter, als vermuthlich nur sehr Wenige dagewesen sind, die von dieser ganzen unbehaglichen Angelegenheit etwas erfuhren, und auch zwischen diesen der Tod aufgeräumt haben mag, ganz abgesehen davon, daß wir wieder nicht im entferntesten wissen, wie diese Wenigen über die Sache gedacht und ob sie nicht etwa gemeint haben, es sei besser für alle Theile, wenn sie völlig vergessen werde und verschwinde. Ja, wir wissen nicht einmal, ob der Alte überhaupt ein bestimmtes Kind im Auge gehabt und als das fragliche gekannt hat, — obgleich, wie ich wiederhole, seine hierauf bezüglichen Ausdrücke gegründete Zweifel erregen müssen.

„Das ist der einfache Sachverhalt, mein Junge," schloß er mit einem ernst freundlichen Blick, „und wenn auch viel Unklares dabei ist, müssen wir doch billigerweise zugestehen, daß bis hieher im Grunde nichts vorhanden ist, was deine Idendität mit diesem Kinde unmöglich erscheinen ließe."

„Und doch, Vater, und doch!" wandte ich nach einer Weile ein; „die ganze Weise, wie ich zu euch kam, jenes besondere Gefäß, der Begleitbrief, die Theilnahme des alten Comthur —"

„Sachte, sachte!" unterbrach er mich von neuem. „Immer gerecht, mein Kind, und immer vernünftig! Also jenes Gefäß — weshalb könnte so ein Ding nicht einmal zufällig in unsere Gegend verschlagen und um so lieber gewählt werden, um den Verdacht nach einer andern Seite zu lenken? Jener Brief, — nun mein Junge! die Ausdrücke desselben sind sehr gleichgültig. Ich habe den Brief nie für etwas Anderes als ein Machwerk gehalten, das für diesen Fall, aber mit gründlicher Unkenntniß der Empfänger, zusammengestoppelt worden —"

„Und gerade diese Unkenntniß, Papa!" —

„Sachte, so weit sind wir noch nicht! Wollte man die Spur verbergen und den Verdacht von

der rechten Seite ablenken, so durfte man wohl einen Ton annehmen und Winke fallen lassen, die auf ganz andere Personen und Verhältnisse hindeuteten. Das ist nichts Besonderes, sondern eine ganz nahe liegende und obendrein gar klüglich gewählte Maske. Denn es versteht sich ganz von selbst, mein Lieber," fügte Herr Lorenz mit einem leichten Achselzucken und einem — ich will einmal sagen: schlauen Blick hinzu, „daß weder die Alte noch ich, trotz aller Menschenfreundlichkeit und Friedensherrlichkeit, daran gedacht hätten, ein Kind aufzunehmen und aufzuziehen, dessen Eltern uns bekannt gewesen oder geworden, noch weniger eins, das in solchen verzwickten Zuständen zum Dasein gelangt wäre, und am allerwenigsten eins, dessen Eltern tausend Schritte von uns, am Altmarkt zu finden waren, — vorausgesetzt natürlich, daß nicht ganz besondere Umstände uns die Sache plausibel gemacht, oder daß die Entdeckung v o r deiner Adoption stattgefunden. N a ch dieser wäre es natürlich etwas Anderes gewesen.

„Das wäre das. Und nun der Comthur? Hm! Ich habe dir vorhin gesagt, daß die selige Madame jene Monate in F., d. i. in der Nähe des Comthurs zubrachte, mit dem sie sehr

wohl bekannt geworden oder schon von früher her gewesen sein kann. Er war ein zwar nicht sehr umgänglicher, aber sehr gutmüthiger, wohlwollender Herr, dessen Theilnahme für eine unglückliche Menschenseele sicherlich leicht zu gewinnen war."

„Freilich, wie auch sonst geschehen ist, zum Beispiel in der Familie von A., wo er mit dem alten Herrn Anton und den Kindern zum Theil sehr vertraut gewesen," sagte ich und ließ meinen Blick verstohlen auf dem Gesicht des Alten ruhen.

Es zuckte blitzgleich durch die Runzeln, und aus dem hellblauen Auge schoß ein scharfer Blick hervor und über mich hin, als wollte er fragen: ist das Zufall oder Absicht? — Dann aber trat alles schon wieder in die alte Ruhe zurück, und er fuhr fort: „Ja, leicht möglich! Hörtest du auf dem Schlosse bei C. davon? Doch genug. Die Theilnahme des Herrn ist also nichts Unmögliches. Ebenso läßt es sich schon erklären, daß er zu dem Erkennungszeichen gelangte, — man konnte sich ja für alle Fälle sichern wollen, — daß er sich später, vielleicht nach irgend einer hinterlassenen Vorschrift, des Kindes annehmen oder mich von der Wahrheit unterrichten wollte."

„Und die Ringe, Papa?"

„Die Ringe — wie so? Ungewöhnlich kostbar und selten sind sie nicht. Frau van Berge war aus einer alten und reichen Familie, die von jeher mit Italien in Handelsverbindung gewesen; da kommt man schon zu solchen Sächelchen. Der romantische oder vornehmere Anstrich, den die Sache dadurch gewann, war ja gerade willkommen. Nein, hier ist nichts Unmögliches, wiederhole ich, und die Sache wird um so ernster, da wirklich der Tod unter den Wissenden schlimm aufgeräumt hat. Es scheint, so viel ich auch forschte, kein Mensch mehr zu existiren, der uns Gewißheit zu geben vermöchte. Ein Weiblein ist da, das damals um die Frau van Berge gewesen. Es weiß von dem Kinde, von seinem Zurückbleiben, von seinem späteren Verschwinden, aber weder was mit ihm geschehen sollte, noch was mit ihm geschehen, was aus ihm geworden. Von den Ringen weiß die alte Person nichts; daß die Dame dem Comthur nicht fremd gewesen, glaubt sie. Also wieder kein Anhalt und am wenigsten ein Widerspruch.

„Nein, wenn wir einen solchen finden wollen, so müssen wir die Sache von ihrer inneren Seite betrachten," redete Herr Lorenz noch einmal weiter, und die starken weißen Brauen

zeigten sich nachdenklich zusammengezogen, die Augen ruhten fest und doch mit einem Ausdruck des Nachdenkens auf mir, welches sichtbar so zu sagen weit über mich hinausging. „Und da scheint es mir ziemlich unwahrscheinlich, daß die Dame das Kind bei uns und in einer so auffälligen Weise untergebracht haben sollte, während sie sicherlich einen andern eben so ruhigen und stilleren Platz für dasselbe hätte finden können. Hier erfuhr der Zacharias den Fall sogleich und konnte leicht entdecken, daß das kleine Geschöpf identisch mit dem sei, welches bis dahin in F. geblieben sein soll. Und es scheint mir noch unwahrscheinlicher, daß die Mutter, die das Wesen in ihrer Nähe haben wollte, jedes Interesse für dasselbe fortan zu unterdrücken vermocht haben sollte; daß Zacharias van Berge, ganz abgesehen von seiner Stimmung für oder wider, zwanzig Jahre lang nicht ein einziges Zeichen von Aufmerksamkeit verrathen, ja dir unbekümmert den Zutritt in sein Haus, den Umgang mit den Seinen gestattet und erst auf dem Todtenbette ein Geheimniß enthüllt haben sollte, welches er so lange festgehalten hatte und das ohne diese absolut unverständliche Enthüllung stets und für uns alle eins geblieben wäre. Er mußte wissen und hätte dies

auch in seiner Todesstunde noch gewußt, daß er dem jetzt etwa anerkannten Kinde nichts mehr nützen, sondern nur einen unsterblichen Skandal wach rufen würde.

„Und wenn wir die Sache so von innen weiter betrachten, dann wird auch ein Interesse und eine Betheiligung des Comthurs, wie er dieselbe augenscheinlich im Sinne gehabt, dennoch durchaus unwahrscheinlich. Streng und ehrenfest, wie er dachte, mußte ihm die Sache unbehaglich sein, würde er sich wenigstens, wenn er ein Arrangement versuchen wollte, doch wohl eher an den Zacharias als an mich gewendet und bei dem zur Versöhnung geredet haben. Sein Auftreten setzt überhaupt eine Vertrautheit mit der Dame und eine Theilnahme für sie und das Kind voraus, die über das Maß der Gutherzigkeit und Menschenfreundlichkeit hinausgehen, und von der wir im übrigen nicht den geringsten Beweis haben. Und um nun auch das Letzte zu sagen: der Brief widerspricht der Annahme, daß Mariane van Berge ihn geschrieben oder habe schreiben lassen, am Ende nicht, aber die beiden armen kleinen Zeilen, die dabeiliegen, formiren diesen Widerspruch in meinem Sinne, und wie ich die Dame gekannt, so, daß dadurch

allein die ganze Historie zur puren Fabel werden muß. Diese Zeilen fallen aus der Rolle, heiß' ich es, und sie fallen nicht in diejenige hinein, welche Madame van Berge meines Wissens ihr Lebenlang gespielt.

„Und wenn ich nun endlich anführe, wie es trotz der Eingriffe des alten Freundes Hein doch sehr, sehr, sehr unglaublich erscheint, daß sich, nahe wie F. uns doch immer liegt, bei der Bekanntschaft der Dortigen mit Hiesigen, bei dem Verkehr herüber und hinüber, nicht ein einziger Mitwissender, nicht ein einzig Gerücht erhalten haben sollte, — so habe ich dir das Für, welches sich sogleich herausstellte, und das Wider, das sich erst nach und nach zusammenfinden und abklären mußte, insgesammt mitgetheilt, und ich will dir nur in Kurzem sagen, was für eine andere Wahrscheinlichkeit, oder sage: was für ein anderer Verdacht aus allen diesen Mittheilungen, Nachforschungen und Erwägungen immer bestimmter und unabweislicher hervorgetreten ist, — ein Verdacht, durch welchen sogar die Betheiligung und die Handlungsweise des Comthurs erklärt und die Entdeckung deiner rechten Eltern ermöglicht wird. Es hat sich sogar ein Freund gefunden, der in dieser Sache thätig gewesen ist,

und selbst wenn er durch die Umstände uns wieder entzogen würde, werden wir auch ohne ihn zum Ziele kommen."

„Feuchères?" rief ich aus — es war wie eine innere Eingebung. Denn wie ich schon gesagt habe, wußte ich von seiner Verbindung mit Herrn Lorenz bis dahin nichts.

„Ja, Feuchères," sagte er, mit dem Haupte nickend; „und da du ihn für vertrauenswerth erklärst, da du nun bald gesund genug sein wirst, um persönlich zu handeln, da die Verhältnisse in Deutschland sich ordnen, Nachforschungen erlauben und einen Verkehr mit der Ferne möglich machen; endlich da ich Hoffnung habe, daß du straflos und unbelästigt dich hier wirst zeigen können, — das alles mußte vorher in Ordnung gekommen sein —"

In diesem Augenblick wurde nach einem flüchtigen, kaum uns recht bemerkbar werdenden Anklopfen die Thür nach der Gallerie geöffnet, und es traten, eine hinter der andern, zwei weibliche Gestalten rasch in das stille, halbdunkle Gemach.

„Entschuldige uns, lieber Großvater — es war niemand um den Weg, der uns gemeldet — wir kommen auch heimlich!" — Es war Eu-

phemie, die das hastig, abgebrochen hinsagte, bleich und bebend, sichtbar unter der Herrschaft einer großen Erschütterung. — „Aber du bist nicht allein?" — Und sie wich zurück.

Und zugleich mit diesen Worten fast erklang es von der Andern her: „Emmerich! Emmerich! — du bist gesund! — du bist da — hier! — Emmerich!" Und Martha stand vor mir, der ich auf=, ihr entgegensprang; ihre Hände lagen in den meinen, ihre Augen ruhten in den meinen. Und jetzt warf sie mir die Arme ungestüm um den Hals und ihre Lippen begegneten mir — „Emmerich, o mein einziger Emmerich!" — Und ich hielt die geliebte Gestalt an das Herz gedrückt und schaute in diese wunderbaren Augen hinein, bis ich vor Thränen nichts mehr sah. Erst jetzt glaubte ich zu fühlen, wie ich mich gesehnt, was ich entbehrt hatte, so lange, lange Zeit!

Von den beiden Anderen, von ihren Blicken, ihren Worten sah und hörte ich nichts. Ich sah nur Martha vor mir, wie sie endlich, endlich wieder Hand in Hand vor mir stand, — im Grunde war's ja zum ersten Mal, denn wie wir jetzt auf einander schauten, für einander fühlten, das war doch erst in der Trennung gereift! —

und ich schaute sie an, scheu und unersättlich, glückselig und erschrocken. Denn jetzt, wo der erste Gruß und das erste Glück vorüber, spürte ich's wohl, daß neben mir noch etwas Anderes in ihr herrschte. Ihre Hand zitterte in der meinen, und sie war sehr blaß.

Mein Auge wandte sich fragend, voll Sorge zu Euphemien hinüber, und als hätte diese nur auf den Blick gewartet, so sprach sie nun rasch: „Daß Emmerich da, ist's ein Glück oder ein neues Unglück? Nun, für dich ist er ein Trost, mein Schwesterherz. Ich aber, Großpapa, muß zu dir reden, es handelt sich um Leben und Sterben! — Er, Hornstein, ist vor acht Tagen abgereist, nach Hause, hieß es. Aber er ist nicht dagewesen. Er ist fort. Und der Vater hat uns eben gesagt, daß der Mensch die Güter unter der Hand abgetreten hat, daß er falsche Wechsel machte und nun entflohen ist. Und wenn der Vater den Betrug nicht aufdeckt und die Wechsel decken will, so ist er bankerott. Das hat er uns eben gesagt. Er ist wie von Sinnen. Er überlebt's nicht. Und da sind wir zu dir gekommen, Großvater. Hilf uns, hilf uns!"

Drittes Kapitel.

Von Tagen, die uns nicht gefallen.

Das waren schwere Tage und trübe Stunden, welche dieser bösen Mittheilung folgten und langsamen Schrittes durch die prahlerisch geschmückten Räume des stolzen Kaufherrn und durch die friedlichen Zimmer und Gallerien des alten Hauses an der Herrenstraße mit immer neuen Schrecken und Sorgen dahinzogen. Und sie waren nicht darum so böse und schlimm, weil sie die Hohlheit und Lüge offenbarten und den Hochmuth von seinem Throne stürzten, — so hart und so tief, daß er schier an Leben und Ehre verzagte und nichts mehr von Hoffnung wußte; sondern sie waren es, weil sie die Noth und die Sorge auch für die Wackeren und Treuen, für die Würdigen und Ehrbaren heraufführten und ihnen die

Lüge in ihrer Nacktheit zeigten, und ihnen Glauben und Vertrauen stahlen — schlimmer, als sie es in den sorgenvollsten Stunden bisher jemals hatten fürchten mögen.

Ja, es waren böse, schwere Tage, und doch waren sie auch wieder gut, denn aus ihnen stiegen endlich dennoch Heil und Segen hervor. Leiden drücken nicht bloß nieder, im Gegentheil, sie kommen über uns wie ein Läuterungsfeuer, aus dem wir, wenn wir das rechte Selbstvertrauen und die rechte Selbsterkenntniß haben, gereinigt von den alten Schlacken und gestärkt hervorgehen; und sie vereinigen und gleichen aus, was bisher in schroffen Gegensätzen getrennt und gegen einander gestanden. Sie lehren uns die eigenen Vorzüge richtiger würdigen — haben sie uns doch nicht bewahren können vor dem hereinbrechenden Schweren! — und die fremde Schwäche milder beurtheilen, auf die wir bisher mit dem Hochmuth der Tugend herabsahen. Wie schwach der Mensch dem Geschick unterliegt, und wie kraftvoll er sich mit frischem Muth und festem Willen über dasselbe zu erheben und es zu besiegen vermag, das erkennen wir nicht durch das Glück, sondern durch das Leid. Und ob wir fortan in uns hinein-, oder ob wir uns umschauen

in unserem ganzen Lebenskreise: wir sehen alles in hellerem und richtigerem Lichte. Die Schleier sind zerrissen und die Masken abgefallen von den fremden Gesichtern, und die entstellende Brille sank von unseren eigenen Augen.

Es kam Vieles und Schlimmeres zu Platz, als irgend jemand geahnt und gefürchtet hatte, und das, wenn die Einen sich nicht schier absichtlich und muthwillig verblendet, und die Anderen nicht gar zu scheu oder stolz in ihrer Zurückhaltung, zu kalt in ihrer Theilnahme gewesen wären, entweder ganz hätte vermieden werden können, oder mindestens doch nie zu einer solchen Höhe angeschwollen sein würde. Das, was Bernhard mir seinerzeit davon erzählt hatte, war noch bei weitem nicht das Richtige und Volle.

Schon das erste Auftreten Hector's war von der Art gewesen, daß es einen rechten und vorsichtigen Geschäftsmann noch viel vorsichtiger hätte machen müssen, wenn es ihn nicht gar von jeder näheren Verbindung ein- für allemal abgeschreckt haben würde. Die Besitzungen, welche eben durch Erbschaft ihm zugefallen waren, lagen der Stadt nicht allzu fern, es gab in dieser letzteren mehr als einen Menschen, welche den

Zustand derselben, ihre Ertragsfähigkeit und die auf ihnen ruhenden Lasten ziemlich gut kannten, und das Leben der letzten Besitzer war einerseits nichts weniger als verborgen, und andererseits so geradezu unsinnig gewesen, daß selbst der solidere, ja geizige letzte Erblasser den drohenden Ruin höchstens nur aufhalten konnte. Es kam hinzu, daß auch von Hector's bisherigem Leben und Treiben völlig genug verlautbart hatte, um in ihm alles eher als einen Mehrer seines Vermögens zu sehen.

Das alles hätte Herr Emanuel de Potter wissen sollen oder wenigstens bei einiger Vorsicht und mit geringer Mühe leicht erfahren können. Es mußte überdies doch zum mindesten Aufmerksamkeit und Nachdenken erregen, daß man den jungen Erbherrn mit der gesuchten Anleihe aus den ihm bis dahin gewohnten und geläufigen Kreisen der Residenz und anderer Handelsplätze in die alte Stadt verwies, wo man freilich die Besitzungen und die Familie besser, den neuen Besitzer aber so gut wie gar nicht kannte und von den ersteren wenig Gutes zu sagen wußte. Es war wiederum auffällig, daß die Empfehlungen, mit denen Hector sich einführte, fast alle von Persönlichkeiten herrührten,

die, bei Lichte besehen, ihrer selbst bedurft hätten und wohl viele Versprechungen und hohe Worte, aber verzweifelt wenig reelle Garantien boten. Und endlich war es noch merkwürdiger, daß das Haus, an welches diese Empfehlungen eigentlich gingen, dasjenige des alten Zacharias van Berge, von dem Geschäft nichts wissen wollte und es dem Nachbar de Potter zuschob, freilich mit dem Vorgeben, daß seine übrigen Verpflichtungen ihm dasselbe nur augenblicklich unmöglich machten, und daß man, da man selbst einmal zurückstehen müsse, wenigstens dem alten Handelsfreunde und Nachbar den Vortheil gönnen wolle.

Kurz, wenn man jetzt, wo die Geschichte zu Ende und zugleich zum Eclat gediehen war, und man sie von ihren ersten Anfängen an und in all' ihren einzelnen Phasen wie in der Vogelperspective unter sich sah, alles genau anschaute und verfolgte, durfte man wohl dem Großvater beipflichten, wenn er behauptete, die Sache sehe ganz genau so aus, als sei sie ausdrücklich auf und für den Messire berechnet worden. Nur er war eingebildet genug, sich vor jedem eigenen Rechnungsfehler und jedem Betruge sicher zu wähnen; nur er war eitel genug, sich einerseits durch die hochtrabenden und vornehmen Em-

pfehlungen, und andererseits durch das anscheinend ihm geschenkte Vertrauen schmeicheln und blenden zu lassen; nur sein unsinniger Hochmuth konnte sich blind und kopfüber auf das Geschäft werfen, das dem Handelsfreunde zu bedenklich, oder, wie er spöttisch rechnete, zu groß für dessen Mittel gewesen war. Es war ja ein Ruhm für ihn, mehr wagen zu dürfen und mehr wagen zu wollen, als irgend ein Anderer, und selbst als Zacharias van Berge vermöge.

Es kam ihm, um das zu wiederholen, gar nicht in den Sinn, daß er selbst sich, geschweige denn daß ein Anderer ihn täuschen, mit ihm spielen könne, und am wenigsten dachte er daran, daß selbst der Nachbar unter der Hand gegen ihn arbeiten möge. Und als nun der Reichsfreiherr Hector Eustachius Florian Georg u. s. w. u. s. w. von und zu und auf Hornstein u. s. w. neben seinem Range und Namen, neben seinen Gönnern, seinen Empfehlungen und hohen Verbindungen, neben seiner Tournure und allen übrigen Vorzügen auch noch die Bewerbung um Euphemiens Hand in's Feuer führte, war es mit aller Ueberlegung und Zurückhaltung im Messire zu Ende, und er ergab sich auf Gnade und Ungnade, fast ohne einen Versuch, sich auch nur die

geringste Sicherheit und Garantie für die Zukunft gewähren zu lassen. Denn daß er die Zahlung der größten Summen mit einer unter solchen Umständen seltsamen und seinem ganzen übrigen Gebahren beinahe widersprechenden Vorsicht und Hartnäckigkeit aufgeschoben hatte, bis die Vermählung seines Kindes mit dem Baron wirklich stattgefunden, das wollte nicht Jedermann als ein Suchen nach Sicherheit und Bürgschaft erscheinen. Hatte er mit diesem Schritte doch nicht nur sein Vermögen ruinirt, sondern auch Glück und Frieden der Tochter bis in ihre Grundfesten erschüttert und ihre Liebe und Achtung auf das gedankenloseste auf's Spiel gesetzt.

Es stellte sich nämlich jetzt, wo alles zur Sprache kam und auch Euphemie sich offener äußerte als jemals bisher, alsbald heraus, daß außer dem Hochmuth, der Prahlerei und Einbildung in Emanuel de Potter noch ein anderes Motiv gespukt und ihn noch bereitwilliger zur Uebernahme des Geschäfts — wenn man es so heißen darf — gemacht hatte. Die Seinen so wenig wie die kleine Zahl näherer Bekannten hatten es erfahren, daß damals ein paar Speculationen fehlgeschlagen waren und so schwere Verluste zur Folge gehabt hatten, daß selbst

das Haus de Potter sie kaum ertragen konnte und man alles versuchen mußte, Ersatz zu schaffen. Die Verbindung mit Hector schien einen solchen in Aussicht zu stellen. Für das Geschäft mit ihm wurden Gott weiß was für Vortheile geboten und Versprechungen gemacht, und der Baron selbst hatte, da der Kaufherr einmal auf derartige Vortheile hindeutete, dieselben als leicht erreichbar und selbstverständlich hingestellt. Daher griff der Messire noch schneller und herzhafter zu, und fand, gleichviel ob durch Zufall oder weil Hector etwa noch wirklich einen gewissen Einfluß verwerthen gekonnt, seine Rechnung und Hoffnung gerechtfertigt. Man zog ihn von oben her zu ein paar Unternehmungen herbei, welche auf das günstigste verliefen und ihn wieder fest stellten.

So war es gewesen, und Euphemie war die Braut und Gattin nicht nur des Reichsfreiherrn, sondern auch dessen geworden, durch dessen Protection der Kaufherr sein Geschäft zu einer nie dagewesenen Blüthe zu bringen hoffte. Er war dadurch so übernommen worden, daß er sich durch mancherlei allmälig hervortretende Anzeichen nicht irre machen ließ, noch lange nicht höher schwur als bei dem Baron, ja dessen Wort als

eine Art Evangelium vernahm und selbst in geschäftlichen Dingen ihm eine Stimme einräumte, auf seinen Rath hörte. Man konnte ihm darüber kaum rechte Vorwürfe machen. War doch selbst der alte Buchhalter, die nüchternste und phantasieloseste Rechenmaschine von der Welt, durch Hector's Wesen und Weise völlig getäuscht und in das gläubigste Vertrauen eingewiegt worden. Und das Haus de Potter hatte allen Grund, sich nach vortheilhaften Geschäften und nach tüchtigen, klugen Helfern umzusehen, da ihm um die Zeit der Vermählung des jungen Paares und in den folgenden Monaten noch manche harte Schläge zu Theil wurden und — die Leser erfuhren das vordem — sogar der alte Nachbar und Compagnon van Berge als Concurrent und Gegner bekannt geworden war.

Das war im Laufe des vergangenen Jahres so fortgegangen. Die Verstimmung der jungen Gatten, Euphemiens immer herber hervortretendes Mißtrauen, ja ihre wirkliche Abneigung, das Verschwinden aller Harmonie und alles Glücks, machte auf den Kaufherrn und auf seine Gattin, wenn auch aus verschiedenen Motiven, entweder gar keinen oder einen nur geringen Eindruck, da selbst bei der letzteren, wenn ein-

mal Momente kamen, wo die Mutterliebe die Herrschaft über die Verblendung des Hochmuths gewann und sie das Lebensglück ihres Kindes auf das ernstlichste gefährdet oder beinahe schon verloren sah — dies eben nur Momente blieben und alsbald wieder die Bewunderung und Verehrung des freiherrlichen Schwiegersohnes überwog. Monsieur Hector hatte ja alle Aussicht, demnächst als Gesandter oder Gott weiß was an einem großen Hofe zu glänzen und seine Gemahlin den Rang vor aller Welt einnehmen zu lassen. Da hatte er Reisen zu machen, da brauchte er viel Geld, da verdiente er ja die höchste Anerkennung, daß er seine Besitzungen trotzdem nicht vernachlässigte, sondern auch auf sie Summen über Summen verwandte. Und wie gut er mit den Höchsten stand, bewies er obendrein auf das unwiderleglichste, da er alle schlimmen Folgen, welche Bernhard's Entweichen für die Familie hätte haben können oder sollen, anscheinend auf das treulichste abwenden half.

Er hatte um diese und die folgende Zeit, bis in den Winter hinein, bei den Schwiegereltern eine festere Stelle gewonnen als je, und war selbst mit der Gattin wieder in ein leidliches Verhältniß zurückgekehrt. Er schien überall

zur Versöhnung und zum Frieden zu streben — er schien es, muß ich wiederholen, denn wenn man jetzt genauer zusah, konnte man nicht verkennen, daß er vielmehr die Trennung von den unbestechlichen und unbequemen Großeltern immer weiter getrieben, daß er Bernhard in den Augen der Eltern immer mehr zu einem beinahe verlorenen Menschen gemacht, mit dem das Haus de Potter wenig mehr zu thun habe, daß er die beiden verblendeten Alten selbst der armen Martha mehr und mehr entfremdet hatte. Er hatte sichtbar die Alten immer vollständiger isolirt und sich zu eigen gemacht, um für sich herauszubringen, was herauszubringen war. Und als ihm das so ziemlich gelungen — völlig nicht, denn er war allem Anschein nach von dem hereinbrechenden Ende früher überrascht worden, als er gerechnet haben mochte, — da ließ er den betrügerischen Bau in Gottesnamen zusammenfallen und machte sich aus dem Staube.

Denn er war fort, wie von der Erde verschlungen, und die zagende Hoffnung, daß ihm der in den tiefsten Abgrund der Verzweiflung und Kleinmüthigkeit gestürzte Kaufherr in der ersten Bestürzung und Betäubung dennoch Unrecht gethan; die Möglichkeit, daß er gerade, um

zu retten, davongegangen und mit erlangter Hülfe hier oder dort wieder auftauchen werde, offenbarte sich leider bald als haltlos und nicht vorhanden. Er war fort; er war nicht auf den Besitzungen gewesen; er hatte sich weder bei den Gönnern in der Residenz, noch in einer benachbarten großen Handelsstadt gezeigt, — zwei Plätze, auf denen er zuerst nach Hülfe hätte suchen sollen, und seine Spuren waren in einer Weise verschwunden, wie es niemals der Fall zu sein pflegt, wo man nicht ausdrücklich alles versucht, sie vor aller Welt zu verbergen. Und da er überdies schon acht Tage Vorsprung gewonnen hatte, in einer Zeit, wo es keine Telegraphen in der jetzigen Vollkommenheit gab, und in Deutschland noch alle Zustände und Verhältnisse in einem nicht geringen Wirrwarr waren, so ließ sich kaum daran denken, seiner wieder habhaft zu werden.

Er hatte früher wirklich schlau gespielt, denn je mehr man Gelegenheit fand, in sein Treiben und Wirthschaften hineinzublicken, desto weniger begriff man eigentlich, wie es dahin hätte kommen können, was man von ihm zu halten habe — bis auf die letzte Zeit. Da freilich konnte kein Zweifel mehr daran sein, daß er zum or=

dinären Betrüger geworden, während man früher noch immer die Möglichkeit gelten lassen konnte, daß er aus Leichtsinn und Mißgeschick zum ersten Schritt fortgerissen, dann auch wieder durch Leichtsinn und Unglück fortgetrieben worden, stets noch an irgend einer vagen Hoffnung festhaltend, stets auf einem Glücksfall harrend, der ihn hätte aus der Verlegenheit reißen können und ihm erlaubt haben würde, die schlimmsten Schritte wenigstens zurück zu machen oder gar nicht zu thun. Die Verhandlungen, durch welche er seine Besitzungen an einen Verwandten abgetreten, waren erst seit dem Spätherbst in Gang gekommen und in den letzten Wochen, nachdem ihm große Summen ausgezahlt, beendigt worden, und der erste falsche Wechsel datirte sich aus der Weihnachtswoche, wo Hornstein von der Residenz lustig zurückgekehrt war. Um diese Zeit also schien er zur Einsicht gekommen zu sein, daß er entweder in den Abgrund stürzen oder mit einem herzhaften Sprunge über denselben wegsetzen müsse, und hatte sich zu dem letzteren entschlossen, indem er alles mitnahm, was er im letzten Augenblicke noch erraffen konnte.

Es war dem armen Messire kaum zu ver-

denken, daß er verzweifelte; der Schlag war zu plötzlich und gewaltig und traf ihn nicht bloß in seinem Vermögen, sondern auch in seiner allertiefsten und ureigenen Wesenheit, und die Alternative war, zumal für einen Mann seines Charakters, eine allerdings schreckliche: entweder die Ehre des Schwiegersohnes durch seinen eigenen Ruin vor der Welt wenigstens aufrecht zu halten, oder sie als bis in den tiefsten Grund verloren zu offenbaren und sich damit zugleich selbst in einer Blöße hinzustellen, die halb nicht lächerlicher, halb nicht schlimmer gedacht werden könnte. Er war, wie die meisten von solchem Schlage, nun er einmal von seiner Höhe herabgestürzt war, auch tiefer und härter gefallen, als es bei irgend einem andern, einfacheren Charakter hätte der Fall sein können, und die Töchter hatten nur zu recht gehabt, sich augenblicklich nach Hülfe und Beistand für ihn umzusehen.

Trotz des außerordentlich oberflächlichen, ja fast lieblosen Familienlebens und Familiengefühls in dem elterlichen Hause, empfand doch selbst Euphemie tief genug, um vor allem an die Rettung des Vaters zu denken, und darüber selbst ihr eigenes — sage ich kurz: Unglück zu vergessen. Das wurde ihr freilich nicht so schwer,

wie es mancher Andern geworden sein möchte. Von Liebe zu dem Entflohenen war bei ihr, wie die Leser erfuhren, eigentlich niemals die Rede gewesen, und die Bande zwischen den Gatten waren gleichfalls von Anfang an durch Hector's rücksichtsloses Benehmen so gelockert worden, daß ihr völliges Zerreißen jetzt keinen besondern persönlichen Schmerz mehr verursachen konnte.

Der Messire war ganz auseinander und fand bei seiner Gattin, welche doch die Nächste hätte sein sollen, weder Trost noch Hülfe. Dame Concordia zeigte sich in einer noch viel größeren Geistes- und Seelenarmuth, als wir bei ihr geahnt hatten, und sie war so zu sagen noch viel vernichteter als der arme, gebrochene Eheherr.

Ich vergesse den Anblick in meinem Leben nicht, den wir, Herr Lorenz und ich, hatten, als wir mit den beiden Töchtern in ihr elterliches Haus zurückeilten. Es war mein erster Ausgang, und sicher war ich ja auch sonst nicht, obgleich der gute alte Papa, wie sich bald zeigen sollte, bereits Schritte gethan hatte, um mir ein strafloses Wiederauftreten in der Heimath möglich zu machen. Allein in diesem ersten bösen Moment dachte weder er noch ich an irgend eine

Gefahr, und ich hätte auch um alles in der Welt nicht von derjenigen schon wieder mich zu trennen und sie allein im Schmerz und Unglück zu lassen vermocht, die ich eben erst wirklich und völlig als die Meine erkannt. Und so eilten wir denn, beinahe wie wir gingen und standen, fort, durch die nachtdunklen Straßen, dem alten Hause am Markte zu. Es lauschte und drohte aus Euphemiens verzweiflungsvollen Worten noch ein anderes Unheil — das allerschrecklichste — hervor, das uns keine Minute verlieren ließ.

Und ich wiederhol's, es war ein erschreckender Anblick, der uns in dem reichen Prunkzimmer wurde, wie sehr wir auch auf etwas recht Ernstes und Trauriges vorbereitet sein mochten: Herr Emanuel hin und her schwankend zwischen einer dumpfen und stumpfen, an Besinnungslosigkeit grenzenden Betäubung, und einer sich fast bis zur Raserei steigernden, hie und da jählings ausbrechenden Wuth über den gewissenlosen Betrüger wie über den Betrogenen; nun wie zerbrochen in einem Stuhl lehnend, als wäre seine ganze Umgebung vor ihm verschwunden und jedes an ihn gerichtete Wort verloren, und jetzt wie ein Wahnsinniger auf- und umherfahrend, mit geballten Fäusten, mit

unheimlich funkelnden Augen, mit wilden Flüchen und Verwünschungen sich die Brust zerschlagend und das Haar zerraufend — ein Mensch, hart vor dem leiblichen oder geistigen Untergange.

Und daneben Frau Concordia, baar aller Haltung und Fassung, aller Besinnung, in rath- und hülfloser Verzweiflung, weinend, jammernd, verwünschend und anklagend, völlig dazu angethan, selbst einen Ruhigen und Vernünftigen beinahe den Verstand verlieren zu lassen, geschweige denn den armen Gatten. Und da wir eintraten, starrte sie mich an wie ein Gespenst, und fuhr dann auf und zu mir hin, stand drohend vor mir und zischte: „Schlange, bist du auch da? Willst du dich weiden an unserem Unglück, unserer Schmach? Du hast uns das Herz der Eltern gestohlen, ihre Liebe, ihr Vertrauen! Um deinetwillen haben sie sich von uns gewandt! — O Vater, Vater, nimm dich in Acht! Er kommt nur wieder, um auch dich zu bestehlen und zu betrügen, der freche, falsche Bube! Steckt er nicht mit ihm unter einer Decke?"

Und die Hände vor's Gesicht schlagend, brach sie in ein wildes Weinen aus und mußte von den Töchtern aufgefangen werden, daß sie nicht zu Boden stürzte.

Es war furchtbar, sage ich euch, so ergreifend und erschütternd, daß ich, wenn ich einmal, wie jetzt, ernstlicher daran denke, alles noch Zug für Zug vor Augen habe, daß jedes Wort mir von neuem in's Ohr klingt, daß ich auch die beiden Töchter sehe, wie sie blaß und bebend, mit ergreifender Kraft sich aufrecht zu halten suchten, daß ich — das einzige Tröstliche und Erhebende in dieser traurigen Scene! — auch meinen alten theuren Papa in lebensvollster Klarheit vor mir schaue, den einzigen festen und unerschütterlich entschlossenen Mann unter uns allen, da ich gern zugestehe, daß sich auch in meinem Kopfe alles wie im Kreise zu drehen begann und ich nicht mehr aus noch ein wußte.

Und ich sehe ihn, wie er stand, wie er mit seinem Blick schon die Tochter gleichsam bannte und zum Schweigen, zu einem Versuch sich zu fassen brachte. Und ich hörte ihn, wie er mit ernstem und doch wohlwollendem Wort sich beschwichtigend an den Schwiegersohn wandte, stets von neuem, stets mit der gleichen ruhigen Festigkeit, so daß daran ich, daß Euphemia und Martha uns endlich wieder aufraffen konnten, daß zuletzt wohl auch der Kaufherr zu einer Art von

Ruhe gelangen mußte und Concordia, wie gesagt, wenigstens still wurde.

Leicht machten ihm die beiden Eltern besonders sein Werk nicht, aber sie mußten endlich nachgeben, er ließ nicht nach, und wo die guten und milden Worte nicht halfen, da kamen dann auch einmal, und zwar mit aller Ruhe, die härtesten und derbsten an die Reihe. Ich lernte den alten „Friedensherrn" in dieser Stunde von einer Seite kennen, die mir eine noch bei weitem höhere Achtung einflößte, als ich bisher schon für ihn gehegt, — ich sah ihn sein Amt zum ersten Male nicht in den am Ende immer ziemlich unbedeutenden Streitigkeiten seiner Mitbürger, sondern in einem Falle verwalten, wo uns das Wasser so zu sagen bis an den Hals ging, und ich sah ihn im Wirbel und Sturm des Lebens wie einen Mann stehen.

Damals, als er in der Plünderungsnacht sein Haus geschützt und die Seinen gerettet, als er in der nächsten traurigen Zeit unermüdlich, felsenfest auf dem Platz gewesen, war ich noch zu jung, um diesen Mann und seine Kraft zu würdigen. Auch war damals hauptsächlich doch nur Geistesgegenwart und ein geschicktes Ausweichen oder Zugreifen von ihm verlangt wor-

den, während jetzt alle Fähigkeiten und Eigenschaften eines klugen und milden, festen und besonnenen Mannes in Thätigkeit kommen mußten.

Und ich wiederhol's, meine Ehrfurcht und Liebe wuchsen in dieser bösen Stunde, so weit sie ein Herz nur zu fassen vermag, und ich sah es gut genug, wie auch in den beiden Enkelinnen sich die gleichen Gefühle mächtiger und mächtiger regten, wie sie ihm vertrauten, wie sie auf ihn bauten.

Der Anblick war auch gar so wunderbar! All' die Lebhaftigkeit und, wie wir es wohl hießen: Zappeligkeit, die ihn im gewöhnlichen Leben oft genug hin und her rissen, waren wie ein alltäglich Gewand von ihm abgefallen und hatten einer festen Haltung Platz gemacht; der Eifer, die Aufregung und Verdrießlichkeit, zu denen ihn jeder Widerstand steigern konnte, und die Spottlust und die Jovialität, welche ihn sonst zuweilen in einer, für den davon Betroffenen keineswegs angenehmen Weise zu allerhand Absprüngen und Extravaganzen fortzogen, waren gleichmäßig in Ernst und Ruhe untergegangen, und wenn er endlich, da nichts anschlug, ungeduldig und mit einem Anflug von herber Schärfe sagte: „Ihr scheint mir Beide von den Menschen

zu sein, die aus lauter Klugheit endlich ihren Kopf ganz und gar verlieren. Habt ihr aber noch ein klein wenig von ihm übrig, so seid so gut und zeigt es jetzt. Denn dies ist eine Affaire, wo man ihn beieinander haben muß, wenn man oben bleiben will! Schreien und die Fäuste ballen und die Augen verdrehen wie Narren, dazu habt ihr hernach noch Zeit genug!" — so wußte er wohl, daß für die bösesten Schäden die schärfsten Messer gehören.

Dame Concordia bekam eine Art von neuem Krampfanfall, aber sie machte es ziemlich in der Stille ab, und der Messire starrte den alten Herrn so wüthend an und knirschte so heftig mit dem ganzen Rest seiner Zähne, als habe er gar schlimme Absichten, gab sich dann aber gleichfalls und fing wirklich an sich auszusprechen, wenn's auch nur noch stoßweise kam und er dabei so finster und drohend dreinschaute wie eine Gewitterwolke. Und da erfuhren wir denn die Hauptzüge von dem, was ich vorhin den Lesern mitgetheilt habe.

Vor der Hand war wenig zu thun; was aber geschehen konnte, wurde ungesäumt in's Werk gesetzt, obgleich der Alte auch hier erst mit mehr als einem derben Worte wieder den neu beginnen-

den Jammer und Grimm zurückdrängen und die rettende Thätigkeit so zu sagen erzwingen mußte. Herr Emanuel de Potter bekam böse Worte zu hören, denn hier nahm Herr Lorenz „kein Blatt vor den Mund“. Und es war gewissermaßen ein Glück, daß der Kaufherr durch den Schlag selber bereits bis in die Grundfesten seiner Natur erschüttert war; es möchte sonst nicht zu glatt abgegangen sein, als es endlich geschah. Denn so ruhig, milde und geduldig der alte Herr anfangs auch Fassung und Vernunft, wie er's hieß, erzwungen haben mochte, jetzt nahm er das Steuer fest in die Hand und schrieb, was geschehen sollte, mit einer Kürze und Entschiedenheit vor, die der Messire zu keiner andern Zeit sich würde haben bieten lassen, und gegen die er selbst jetzt noch die Faust zeigte — mehr aber nicht. Er fügte sich.

„Also, was haben Sie gethan, Herr Sohn?“ fragte Herr Lorenz, nachdem er die genügende Einsicht gewonnen, „und was gedenken Sie zu thun? Zeit ist hier allerdings nicht zu verlieren.“ Und da der Kaufherr von dem Conflicte zu murmeln begann, in den er gerathen, fuhr der Alte schier grimmig auf: „Conflict? Schonung? Dummheiten! Wollen der Herr Sohn

etwa den Betrug des Schuftes fortsetzen und an sich selbst und den Ihren zu einem noch größeren Betrüger werden? Na, was ist's?" fuhr er unverändert fort, da de Potter zornig aufzuckte, „red' ich nicht deutlich genug? Kann mich jemand widerlegen? Conflict? Was Conflict! Von einem solchen könnte nur die da reden," und er deutete auf die bleiche Euphemie, „aber sie thut's auch nicht, denn der Herr Baron haben, glaub' ich, dafür gesorgt, daß sie ihm gegenüber in keinen solchen geräth. Und wenn auch, für den Herrn Sohn wär's nichts, — Sie haben nicht ein Kind, sondern drei, und sich selbst und das Geschäft. Conflict? Hole der Teufel den Conflict! Will der Herr Sohn sich lieber auslachen und verwünschen als bedauern lassen? Ein bissel Bedauern wird schon noch nöthig bleiben, denn hier," und nun war er in seiner gewöhnlichen Laune und es streifte ein schier schalkhafter Blick über uns hin, „hier giebt's außer verbrannten Fingern auch verbrannte Nasen, mein' ich."

Er setzte es durch, daß von Schonung keine Rede war. Der zweite Buchhalter des Hauses sollte noch in der Nacht der Wechsel wegen nach jenem großen Handelsplatze hinüber; mit dem neuen Besitzer der Güter, mit den zuständigen

Behörden in der Residenz sollte ein der Familie befreundeter, tüchtiger Advocat verhandeln. Die nöthigen gerichtlichen Proceduren übernahm Herr Lorenz selber augenblicklich in Gang zu bringen.

Nach der Residenz wollte der Kaufherr selber; es klang etwas aus seinen Worten und sprach aus dem nach und nach beruhigten Wesen, was an seine alte Weise zu erinnern begann, auf die vornehmen Bekanntschaften und Verbindungen, auf die hohen Gönner hinwies.

Herr Lorenz zuckte die Achseln. „Nach der Residenz? der Herr Sohn? damit der Conflict noch einmal womöglich wieder auflebe und der Herr Sohn sich vermuthlich noch einmal über's Ohr hauen ließe? Dummheiten, sage ich! Sorge der Herr hier für sein Geschäft und seine Ehre, und was draußen geschehen muß, lasse er denen, die dergleichen verstehen. Der Connaissancen und Connexionen bedarf es dabei viel weniger als gesunder Augen und Ohren und eines unverzagten Wortes. Die Sache ist von der Art, daß die Connaissancen und Connexionen, der Teufel und seine Großmutter auch ungebeten zu Hülfe kommen oder sich selber auf das formidabelste blamiren müssen, vorausgesetzt, daß man ihnen durch irgend einen Conflict keine Hinter-

thür öffnet, durch welche sie den Herrn Reichsfreiherrn entschlüpfen lassen können."

Es lag freilich in diesen Anordnungen, in den Worten und wie sie gesprochen wurden, Manches, was dem Messire und seiner Gattin ziemlich empfindlich sein mußte, und Beide begehrten, nach dem Volksausdruck, auch nicht wenig auf, ja Dame Concordia vergaß sich in ihrer Gereiztheit und Fassungslosigkeit so weit, anzudeuten, daß der alte Stadtrichter und Friedensherr sich in einem zu beschränkten Daseinskreise bewege, um den weiten, großen und — bald hätte ich gesagt — erhabenen Umfang und Inhalt des de Potter'schen Daseins verstehen und würdigen zu können, während der Herr Gemahl gleichzeitig vielleicht über ähnliche Gedanken brüten mochte.

Und da wurde des Alten Stirn drohend, und in den hellblauen Augen blitzte ein finsteres Zürnen auf, indem er dazu mit ungewöhnlich harter Stimme sagte: „Verstehen wir uns, mein Kind! Wenn ich mich in eure Angelegenheiten mische, so geschieht es, weil die beiden Kinder dort so viel Besinnung behielten, ihren ersten und nächsten Verwandten zu Hülfe zu rufen, und weil ich als Großvater für meine Enkel sorgen

will und muß. Wollen meine Kinder an dieser Sorge Theil haben, nun gut, so mag es so sein. Wollen sie es nicht, so mögen sie auch das thun! Die Enkel will ich nicht leiden lassen, die Uebrigen gehen mich nichts an."

Ton und Blick und Wort, alles war selbst für diese seine Nächsten zu überraschend gewesen, als daß es nicht die tiefste Wirkung gemacht hätte. Dame Concordia wurde abwechselnd roth und blaß und suchte einige bittende Worte zu stammeln; selbst der Messire hatte für die lieblose Tochter einen bösen Blick und für den Alten ein begütigendes Wort, und Martha hing mit Thränen an seinem Halse.

Der strich er freundlich über das blonde Haar und schob sie leise von sich, während er nun auch für die beiden Gatten schon wieder der Alte geworden war, der mit dem spöttischen Achselzucken und dem nicht minder spöttischen Blick die Worte leichthin sprach: „Wenn man so 'was nicht hören mag, weshalb zwingt man es denn heraus? Aber eigentlich ist's ganz gut, denn ihr scheint bisher in euren hohen Kreisen allerdings so etwas wie unerfahrene Kinder geblieben zu sein, und es wäre, mein' ich, doch an der Zeit, daß ihr euch umseht und umhört, euch selbst

und Andere kennen lernt. Doch genug davon," brach er ab. „Für jetzt haben wir Anderes zu thun. Also, Herr Sohn, wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so expediren Sie Ihren Buchhalter noch in dieser Stunde, lassen ihn von jedem Conflict" — das Wort schien ihn mächtig geärgert zu haben! — „abstrahiren und festen, derben Protest erheben. — Basta. Ich will mir den Doctor Fetzer holen lassen und ihn vorläufig instruiren, daß er mit uns morgen früh noch einmal conferiren und dann gleichfalls abreisen kann. Natürlich immer, wenn der Herr Sohn so will. Und nun gute Nacht und sammelt eure Sinne."

Der Messire schien sich denn doch von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der Vorschläge und Anordnungen überzeugt zu haben. Er leistete keinen Widerstand mehr, ließ alles den Gang gehen, den der alte Herr den Dingen angewiesen, und zeigte sich überhaupt nicht nur fügsamer, als ich ihn je gekannt, sondern auch gedämpfter, ja gebrochener, als es irgend jemand von dieser großthuerischen und übermüthigen Natur hätte voraussehen mögen.

Er hatte freilich allen Grund dazu; denn wenn er auch aus den schlimmen Affairen, die

der Schwiegersohn ihm auf den Hals geschoben, wie es nach und nach den Anschein gewann, mit einem blauen Auge davon kommen sollte, so zeigten sich nun auch seine übrigen Verhältnisse in einer solchen Verwirrung und sein Vermögen so zerrüttet, daß man schier auf das ärgste gefaßt sein mußte. Dabei ergab sich denn auch, wie wenig Freunde der große Herr zu gewinnen und sich zu erhalten vermocht, und auf wie schwachen Füßen es mit seinem geträumten Ansehen stand. Herr Justus van Berge zumal ließ ihn zuerst und völlig im Stiche, und es fanden sich nun, wo das Gewebe, in welches der hochmüthige und verblendete Mann sich hatte einspinnen lassen, in all' seinen Fäden deutlicher und deutlicher zu Tage trat, manche wunderliche Knoten und Maschen, bei denen die van Berge eine nichts weniger als freundliche Hand geboten zu haben schienen. Die Freundschaft, welche den Messire früher, freilich mehr mit dem alten Zacharias als mit dessen Sohne, verbunden und schon seit Jahr und Tag mehr als einen Stoß erlitten hatte, nahm jetzt ganz und für immer ein Ende, und es kamen auch bei diesem Bruch wieder Dinge zu Platz, von denen sich niemand hatte etwas träumen lassen.

Und wäre dies auch nur das Complot gewesen, wie ich es wohl heißen muß, das man angesponnen, um mich über den Haufen zu werfen. Es wurde selbst jetzt noch nicht recht klar, von wem die ersten Anfänge desselben ausgegangen, ob von dem Messire oder Dame Concordia; aber es ließ sich nicht wohl länger bezweifeln, daß dem Herrn Justus jene erste Andeutung über meine mögliche Verwandtschaft mit ihm aus dem de Potter'schen Hause zugegangen war, mit allerhand kleinen Häkchen und Spitzen, welche auf den Charakter des Menschen gut genug berechnet waren und ihm den Verdacht nahe brachten, daß ich; wo nicht gar auch Herr Lorenz für mich, gegen ihn meine sogenannten Rechte verfolgen und meinen Platz in seiner Familie beanspruchen könnte. Ja man hatte die Möglichkeit durchblicken lassen, daß ich schon jene Verbindung mit Frau Lucien nicht ohne die Absicht angeknüpft und fortgesetzt habe, irgend welche nutzbare Angaben aus ihr herauszulocken, oder durch sie vielleicht gar auf den alten verknöcherten Gatten wirken zu lassen. Das war freilich der Einfall und Versuch eines „dummen Menschen", zutrauen konnte man ihn mir aber trotzdem gar wohl, und die unvermutheten An=

deutungen des sterbenden Alten schienen beinah' eine Bestätigung des unsaubern Verdachts zu enthalten.

Ich weiß nicht mehr, was alles noch darum und daran hing, und habe es auch nie vollständig erfahren, da ich mich damals halb mit Unwillen, halb mit Betrübniß alsbald davon abwandte. Es leuchtete für mich nur zweierlei daraus hervor, — einmal, daß sich von jenen traurigen Zuständen und Begebenheiten im van Berge'schen Hause, gegen Herrn Lorenz' Annahmen, dennoch ein Gerücht verbreitet und gerade bei den Nachbarn erhalten haben mußte, und daß es zweitens vermuthlich eher von Concordia als von ihrem Gatten verwerthet worden sei, wenn es dieser letztere auch vielleicht übernommen hatte, Justus damit zu bearbeiten.

Für den Messire war ich stets eine unbedeutende und kaum beachtete Größe gewesen, und selbst meine Stellung bei seinen Schwiegereltern änderte daran kaum etwas. Halb legte er in seiner Einbildung und seinem Geldstolz einen ziemlich geringen Werth auf jedes fremde Vermögen, halb war er trotz aller Verblendung hier und aller Abneigung da doch nicht dumm oder ungerecht genug, um nicht die Eltern einiger-

maßen richtig zu taxiren, und vorauszusetzen, daß sie ihre wirkliche Tochter um meinetwillen niemals namhaft verkürzen würden.

Von diesem allen fand sich in Dame Concordia nichts oder das reine Gegentheil. In ihrem kalten und eigensüchtigen Herzen, in ihrem hochmüthigen und zugleich argwöhnischen Sinne hatte sie den Eltern meine Aufnahme niemals vergeben, fürchtete davon nie etwas Anderes als einen Verlust für sich und die Ihren, und gab niemals die Versuche auf, mich bei Gelegenheit dennoch auf die Seite zu schieben. Die verhältnißmäßige Nachsicht oder Gleichgültigkeit, der ich vordem zuweilen an ihr begegnet war, ließ sich, wenn sie dahinter nicht besondere Zwecke verborgen, sehr wohl durch die damaligen Zeit- und Familienzustände erklären, die ihr wenig Muße für mich gelassen haben mochten. Hernach hatten sie einerseits die wenig erstaunlichen Nachrichten von Euphemien in Alarm gebracht, und überdies sah sie die Eltern, zumal die Mutter, gegen mich so erkältet, daß es ihrer Meinung nach nur noch ein paar derber Stöße bedurfte, um sich von mir befreit zu sehen. Es schien leider unleugbar, daß sie damals sich auch aus dieser Rücksicht der Mutter so ganz ungewöhnlich

genähert hatte. Denn als nach meinem Fortgange zuerst der Alte und nach und nach auch Frau Fides wieder günstiger über mich zu urtheilen begannen und meine Verbindung mit der schönen Dame in milderem und richtigerem Lichte erblickten, wandte sie sich weiter von ihnen ab als je zuvor, und — seitdem schienen die Verhandlungen mit Herrn Justus täglich lebhafter in Gang gekommen zu sein.

Es machte die Stimmung der Dame nicht besser, da sie nun entdecken mußte, wie ihre Kinder nicht mit ihr, sondern mit den Großeltern stimmten und entschieden für mich Partei nahmen, — Euphemie, nach dem Lichte, das ihr über den Gatten aufgegangen; Bernhard, der mir als Patriot nachstrebte, ja mir auch leiblich nachzog; endlich Martha sogar, deren Zuneigung der Mutter eben so kindisch und wenig beachtenswerth erschienen war wie das ganze Mädchen, und bei der sie nun plötzlich einer Reife und Ueberzeugungstreue begegnete, die sie nicht wenig erschreckte und erbitterte. Martha hatte böse Stunden durchzukämpfen gehabt, es war ihr keine von allen Quälereien erspart worden, an denen das häusliche Leben so reich sein kann. Man hatte sogar für sie nach einer Verbindung ge-

sucht und ihr deutlich genug zu verstehen gegeben, daß man es auch an Zwang nicht fehlen lassen werde, wenn sie nicht gutwillig zur Einsicht und zum Nachgeben komme. Man hatte dadurch freilich nichts erreicht, als daß die Geliebte sich noch stiller in sich zurückgezogen hatte und unter solchem Druck noch schneller erstarkt war.

Denn das war Martha, sie hatte sich ganz unglaublich verändert und entwickelt, so daß ich, wenn ich ihr nahe sein durfte, stets mit der gleichen Scheu und der gleichen Unersättlichkeit, mit der gleichen Ungläubigkeit und der gleichen Seligkeit auf ihre geliebte Erscheinung blickte, mich in das ganze wunderbare Wesen versenkte, wie im ersten Augenblicke des Wiedersehens. Aus dem weichen und zarten, schwärmerischen, ja fast ein wenig sentimentalen Mädchen war ein schlankes und festes, klares und bewußtes, reines und hohes, königliches Weib geworden, — ein Weib, das mein sein wollte! Denn die Liebe zu mir hatte sich nicht verändert, sie war aus dem schwärmerischen Gefühl des halben Kindes gleichfalls zum festen und innigen Eigenthum der vollendeten Jungfrau geworden. Wir waren einander sicher, ohne viele Worte, so selten wir

uns auch sahen, so schwer man uns Beiden unser Glück und unsere Liebe auch zu machen suchte, da Donna Concordia nicht genug gebrochen war, um von ihrer Feindschaft gegen mich zurückzustehen.

Ihre Stimmung, ihr ganzes Wesen war keine leichte Zugabe zu allem übrigen Schweren, was sich in diesen Wochen womöglich noch immer mehr zusammenhäufte, und Herr Lorenz hatte nach einer der seltsamen Scenen, die sie weder den Ihren daheim, noch den Eltern ersparte, wohl ein Recht zu der sehr entrüsteten alten Gattin zu sagen: „Hier ist auch ein Conflict zwischen der Liebe zu unserem Kinde und dem Zorn über seine Ungezogenheit. Aber mit Menschen, die nicht bei Trost und bei Sinnen, muß man eben Nachsicht haben, — so lange wie möglich, Kind. Länger nicht. Merk's dir.“

Es war immerhin ein Glück, daß der alte Herr in Betreff meiner Sicherheit bereits vorgebeugt hatte. Wäre meine Anwesenheit vor der Zeit und durch Böswillige kund geworden, so dürfte von Schonung gerade jetzt keine Rede gewesen sein. Jetzt aber hatten sich die Verhältnisse und die Stimmung in der Höhe zu unseren Gunsten verändert, denn man hatte zwar

keineswegs eine Zuneigung zu dem unvermuthet in solcher Kraft erstandenen Preußen, aber man fühlte eine gewisse, höchst unbehagliche Angst vor ihm und seinen barschen Generalen, und erinnerte sich weislich daran, daß ich noch ein Mitglied seiner Armee sei. Man stellte mir höchstens eine leichte Strafe als reine Formsache in Aussicht, und wollte sogar nichts dawider haben, daß ich, endlich völlig genesen, zu meinem Regiment abginge. So sprach und dachte man jetzt!

Da kam die Nachricht von der Eroberung von Paris und den beginnenden Friedensverhandlungen.

Viertes Kapitel.

Der Anfang des Endes.

Es war fast, als sollte nun, wo der politische Horizont sich klärte und endlich ein erfreulicher Erfolg der schweren Opfer und Kämpfe sichtbar zu werden schien, auch das Geschick wieder auf unsere alte Stadt und die arg gepeinigte Familie milder herabzulächeln beginnen und zu dem allen auch der wirkliche Frühling hereinbrechen, — viel auf einmal, aber ganz erwünscht und im Grunde nichts als die reine Gerechtigkeit vom lieben Herrgott. Denn es war in der letzten Zeit schier gar zu wild und unbehaglich hergegangen, und die Menschen sehnten sich nach endlichem Besserwerden. Nach den wenigen schönen Tagen im März war das Wetter von neuem so schlecht wie möglich geworden, wie wenn ein

böser Rückfall aus der Genesung in die Krankheit eintritt, und Sturm und Regen, Eis und Schnee, und wie derartige unfreundliche Gäste sonst noch genannt werden, ruinirten draußen das Keimen und Blühen und drinnen alle Stimmung und jedes leise aufdämmernde Vertrauen auf die Rückkehr besserer Zustände.

Ich weiß wohl, daß es in der „guten Gesellschaft“ wie eine Art von uns selbst gegebenes Armuthszeugniß betrachtet wird, wenn wir einmal auf den Einfall kommen, von der Witterung zu sprechen. Aber ich habe mein Leben lang mich an diesen albernen Satz nicht gekehrt und spreche es auch hier aus, daß zwischen all' den verschieden gestalteten Folterböcken, in welche der „gute Ton“ die Vernunft und den gesunden Menschenverstand zu spannen beliebt, der vorliegende Geschmacks- und Etikettensatz einer der peinlichsten und obendrein auch einer der albernsten ist. Da wir es im Allgemeinen noch nicht bis zu jener Abstraction der alten indischen Säulenheiligen gebracht haben, die von ihrer Umgebung völlig unabhängig bleiben und nichts mehr von ihr spüren und wissen, sondern durchschnittlich noch allen Erdeneinflüssen zugänglich, ja ihnen unterworfen sind, so ist es in der That eine mehr

als unsinnige Forderung, daß wir zwischen diesen Einflüssen den ersten, natürlichsten und mächtigsten ableugnen und seiner gar nicht gedenken sollen. Das Wetter ist's, das uns erheitert und kräftigt, niederdrückt, verstimmt, unwohl macht, und ich möchte wohl wissen, wie vielen von diesen „gut-tonigen" Leuten es in Wirklichkeit gleichgültig ist, ob ihnen ein heller, frischer Winter- oder ein heiterer, wonniger Frühlingstag in das Zimmer und Herz strahlt, oder ob der Schnee da draußen vorüberjagt, das einzig Helle und Lichte in dem tiefen, öden, kalten Grau, und der Sturm ihnen Stoß auf Stoß Flamme und Rauch aus dem Kamin in ihre Zimmer treibt, oder ob der Lenz nur den vorüberpeitschenden Regen bringt, alles voll Nässe, voll Kälte, voll Unbehagen!

Ich glaube, da ist Keiner unter uns, der das nicht empfindet! Und der Heiterste und Glücklichste wird darob still und unzufrieden, und wer mit Leid und Noth zu ringen hat, der fühlt seine Last wachsen bis zur Unerträglichkeit in den grauen, kalten Stunden, und fängt an vertrauensvoll aufzuathmen, wenn ihm einmal die Sonne wieder zulächelt.

So zeigte es sich auch bei uns. Der Früh-

ling kam jetzt im Ernst an oder zurück, seine Sonne lächelte, seine Lüfte wehten, seine Blumen blühten und dufteten, und die Menschenaugen blickten wieder heller und freundlicher, und die Menschenherzen schlugen leichter und glücklicher von Tag zu Tag, — die alte Noth, all' die finsteren, drohenden, unfreundlichen Gestalten, die sich bisher ihrem Frieden und Glück entgegengestellt, wichen weiter und weiter zurück, in ferne, dunkle Räume, aus denen sie nur von Zeit zu Zeit einmal, auf daß man ihrer nicht ganz vergessen möchte, gespenstig hervordrohten. Und zum Zeichen, daß ich wirklich und völlig genesen, fühlt' ich im Herzen und Kopf und allen Gliedern zum ersten Mal wieder die ganze alte sorglose und unbedächtige, vogelleichte und lustige Frische und Munterkeit, unendlich verschieden von der Ausgelassenheit und leichtsinnigen Gleichgültigkeit, mit der ich vor dem Jahr aus dem Verdruß der letzten Monate in das Kriegsleben hinausgestürmt war. Ich fragte einmal wieder nicht nach der Vergangenheit und sorgte nicht mehr um die Zukunft. Der Findling meinte so oder so seinen Platz im Leben gefunden zu haben und ihn behaupten zu können.

Ach, Heine ist darum besonders so groß als

Dichter, weil er's verstanden hat, so viele, seit Ewigkeit her bekannte Gefühle und Gedanken zum ersten Mal in seinen Versen auch auszusprechen und damit in jedem Herzen, in jedem Kopfe ein leises, süßes Echo zu erwecken! Wie tief ich auch empfand und mir des Empfundenen bewußt war, — von einer Definition war da nicht viel die Rede, und wenn ich es euch oder auch nur mir selber klar machen wollte, würde ich dazu, Gott weiß wie vieler und wie hoher Worte bedürfen, ohne dennoch damit all' mein Glück, meine Sorglosigkeit, meine Zuversicht in dem ganzen Reiz und Zauber der Wirklichkeit bezeichnen und offenbaren zu können. Aber als ich zwanzig Jahre später den einfachen kleinen Vers hörte: „Es liebt sich so lieblich im Lenze!" — da wußt' ich und sah ich alles, wie es in mir und um mich gewesen, und jetzt wär' ich ein großer Thor, wollt' auch ich nun anfangen zu schildern und auszumalen! Ihr wißt's ja mit der einen Zeile, wie es gewesen. Denn das war es: „Es liebt sich so lieblich im Lenze!"

Die Verhältnisse um uns her begannen sich zu ordnen und zu klären, die Herzen wurden leichter und die Köpfe heiterer und heller. Der Verlust schien sich durch das rasche und tüchtige

Eingreifen auf ein Maß beschränken zu lassen, das freilich ertragen werden mußte, aber auch ertragen werden konnte. Das Recht war einerseits gar zu sehr auf de Potter's Seite und andererseits machten der Stand und Rang und das ganze Verfahren des entwichenen Schelms gerade in den höheren Kreisen einen viel zu tiefen und beschämenden Eindruck, als daß man nicht alles versucht haben sollte, den Schaden so viel wie möglich zu repariren und damit die Sache so weit es sich irgend thun ließ und für immer zu unterdrücken. Man gab sich sogar Mühe, für die junge Frau des Unwürdigen, deren Scheidung jetzt im vollen Gange war, irgend eine eclatante reparation d'honneur zu finden. Und das geschah alles so ungewöhnlich rasch, daß es zu der Zeit, bis zu der ich gelangt bin, schon im Gange war und ich seiner daher auch wohl gedenken darf.

Für mich, oder vielmehr für uns persönlich, denn ich dachte mich eigentlich nie und gar nicht mehr ohne die Geliebte, entstand daraus einstweilen freilich noch kaum etwas Anderes, als daß man sich nebenher denn auch wieder mit mir zu beschäftigen anfing, denn wie es nun einmal stand, war ich im Grunde für alle Welt

eine höchlich interessante Personage geworden: im Felde gewesen und zwar auf der bisher streng verpönten und gering geschätzten Seite, avancirt und mit dem eisernen Kreuz geschmückt; verwundet und geheilt, krank auf den Tod und kaum ihm entronnen; heimgekehrt unter höchst geheimnißvollen Umständen, und wie es den Anschein gewann, vermuthlich ganz straflos; auf das unverschämteste vom Glück verfolgt, da der Krieg gerade zu Ende ging, als ich mich wieder hätte an ihm betheiligen können, — denn weder die beiden Alten noch Martha verbargen es, daß sie mich fortan lieber daheim zu sehen wünschten, daß ich der Pflicht gegen das Vaterland genügt hätte, so weit die Krankheit es mir erlaubt hatte, und daß sie in einer erneuerten Thätigkeit weniger etwas durchaus Ueberflüssiges als etwas Gefährliches erblickten. War ihnen etwas von meinen wilden und trotzigen Träumen, mein Glück auch ferner als Soldat zu suchen, durch irgend jemand bekannt geworden, oder ahnten und fürchteten sie nur solche Entschlüsse, da ich ja den Krieg keineswegs als Arzt mitgemacht hatte und mit Enthusiasmus über mein Soldatenleben sprach? Oder war es endlich nur die Ansicht, daß ich gerade jetzt daheim nicht fehlen

dürfe, wo alles darauf hindeutete, daß in meinem Leben eine entscheidende Wendung nahe sei? Das wußte ich nicht, aber ihre Stimmung und ihre Wünsche offenbarten sich bald ernst, bald scherzhaft mir oft genug. Man wollte in diesen alten bürgerlichen Familien damals noch weniger als jetzt vom Soldatenstande etwas wissen.

Und wenn ich hier der Punkte gedachte, welche die Augen der Fernerstehenden auf mich zogen, so muß ich nun auch wohl der anderen erwähnen, die nur für den Kreis der Meinen sichtbar waren: die Zuneigung der Alten, die sich entschiedener äußerte und mich fester hielt als je; der grimmige Widerstand und die erbitterten Anfeindungen des Monsieur Justus van Berge, der wie ein ächter Don Quixote gegen Gebilde focht, die entweder nur seine eigene Phantasie ausgeheckt, oder die derselben von Anderen inducirt waren und stets von neuem aufgefrischt wurden. Denn Dame Concordia war wirklich die Einzige in unserem Kreise, die immer auf's neue von diesen Dingen anfing, die für uns Uebrigen gar nicht mehr zu existiren schienen. Sie war mir überhaupt feindlicher als je und verbarg das in ihrer nicht selten bis an Sinnlosigkeit grenzenden Gereiztheit um so weniger, als sie

Martha's und meine Stellung nicht übersehen konnte und uns trotz alles Widerstandes in derselben von Tag zu Tag fester werden sah. In diesem Punkte imponirte sie selbst dieser Tochter nicht mehr. Die — ich muß wohl sagen: unglückliche Frau stand hier, wie neuerdings überhaupt, sehr allein, da gegenwärtig selbst der Gatte keinen Sinn und kein Ohr für derartige Angelegenheiten hatte.

Ich selber quälte mich, wie ich wiederholen muß, um dies alles unendlich wenig. Ich war wirklich wieder einmal voll von jenem Bewußtsein und jener Sicherheit des Glücks, die ich lange nicht mehr so rein empfunden hatte. Wenn meine Gedanken jemals zurück- oder voraus-, aus der lieben Nähe und von der Geliebten überhaupt abschweiften, so gingen sie einzig allenfalls einmal zu dem kleinen Schlosse hinüber und zu den geheimnißvollen Spuren, die mir dort erschienen waren. Ließ sich dort noch einmal anknüpfen, oder mußte ich es sogar versuchen? Das war aber, so viel ich jetzt noch von meinen damaligen Empfindungen weiß und verstehe, sicherlich weniger wirkliches Interesse an einer vielleicht für mich werthvollen, wo nicht

gar entscheidenden Erklärung, als vielmehr eine Art reiner Neugier.

Für's erste wurde aber weder meinem Interesse genügt, noch meine Neugier befriedigt. Es war bei den Meinen einstweilen von mir und diesen Affairen gar keine Rede; es gab ja für alle diese Menschen Ernsteres und Wichtigeres zu bedenken, und wenn ich auch Martha wohl von meinen Erlebnissen berichten mußte, gelangte ich dabei doch am wenigsten auch zu Reflexionen über dieselben. Und als ich daheim in einer stillen und anscheinend müssigen Stunde einmal zu Herrn Lorenz über das Schloß und seine Menschen zu sprechen anfing, zeigte er nicht die geringste Lust auf das Thema einzugehen. „Das kommt auch noch, mein Junge!" meinte er kaltblütig, „aber nicht jetzt! Erst muß der Amtmann wieder da —" der alte Freund war seit Wochen verreist, — „und auch sonst Friede im Lande sein."

In seiner Miene und noch mehr in seinem Auge war aber bei und nach diesen Worten etwas, das mich stutzig machte. Wußte er schon mehr von diesen Dingen, als ich ahnte, und legte er noch einen besondern Werth darauf? Hatte Kanitz gerade hiermit zu thun? — Das zuckte

durch mich hin, aber mehr auch nicht. Lieber Gott, mein Kopf hatte Besseres zu thun, als sich mit der Verfolgung von anscheinend völlig unersprießlichen Möglichkeiten zu plagen. Und als der Amtmann nach einigen Wochen wieder da war, blieb dennoch alles still. Nur Papa Lorenz sah zuweilen wie — ein Schelm aus.

Für mich gab es in dem Lichte dieser Tage, das mir selbst durch die ernstesten Stunden leuchtete, nur einen einzigen leisen Schatten. Und das war keineswegs die Feindschaft der Dame Concordia, die ich im Gegentheil wie vordem völlig auf die leichte Schulter nahm und mich durch sie eher zu gutmüthigem Spott als zu irgend einer andern Empfindung reizen ließ, sondern es war der Gedanke an die schöne Frau, die vor dem Jahre so viel Confusion angestiftet hatte, und der ich doch irgend einmal und irgendwo wieder begegnen mußte. Von Zorn war in mir keine Rede mehr und von Reue oder Beschämung auch nicht, und dennoch war diese Ungewißheit, wie ich ihr gegenüberstehen, wie sie mir entgegentreten würde, ein ganz verwünschtes Gefühl, das sich gelegentlich ziemlich unbehaglich bemerkbar machte. Denn es sah nicht danach aus, als sollte ich bald von ihm erlöst werden,

da Madame Lucie bald nach dem Tode des Gatten die Stadt verlassen hatte und bei Bekannten in der Residenz verweilte, bis sich die Fluth der Reden und Gerüchte verloren hätte, oder bis sie selbst die Zeit für günstig befunden haben würde, sich wieder leise in die alten städtischen Kreise hineinzuschieben.

Eines Tags, es muß so gegen die Zwanziger des April gewesen sein, denn ich weiß, daß wir schon von der Entsagung Napoleon's und der Annäherung des Grafen von Artois erfahren hatten, Nachrichten, die wir freilich sehr früh erhielten, da die Stadt an der jetzt allgemein benutzten großen Courierstraße lag, — eines Tages kam ich Nachmittags von dem alten Medicinalrath zurück, der mich bereits wieder zu beschäftigen begann, und ging an der Post vorüber, als ich dort ein lebhaftes Hin- und Herreden zwischen einem eben angelangten Reisenden und einer Gruppe sich Herzudrängender vernahm. Bei all' den verschiedenen Alliirten, mit denen Deutschland damals gesegnet war, kam es oft genug vor, daß einer von den Courieren in Zungen redete, die bei uns noch nicht geläufig waren — das Französische hatte einen Stoß erlitten, und mancher von diesen Burschen geber=

dete sich in seiner Landessprache mit jener Unverschämtheit, die wir seitdem an seinen Landsleuten noch alljährlich hie und da zu beobachten haben, — und ich trat daher herzu, weil ich nicht nur etwas Englisch sprach, sondern auch ein paar russische Brocken aufgeschnappt hatte.

„Seid ihr denn radical toll, Leute?“ sprach in diesem Augenblick der Fremde in einem ganz guten, wenn auch etwas fremd betonten Deutsch. „Wie oft soll ich's sagen, daß ich — beim Himmel! seid Ihr das, Wohlgemuth, mein lieber Kamerad?“ brach er ab, als er mich jetzt zu sehen bekam, und trat mir entgegen und bot mir mit munterem Lächeln die Hand hin. „Das heiß' ich doch ein Glück!“ —

Ich war schon neben ihm und faßte und schüttelte seine Hand, denn es war ja Feuchères, wie er leibte und lebte. „Wie um Gottes willen kommen Sie hieher, Herr — Oberst muß ich wohl sagen?“ rief ich aus, „und was haben Sie mit den Leuten zu thun?“

Er lachte und zuckte die Achseln in seiner heitersten Weise, und in den braunen Augen blitzte es von Spott. „Ja, was habe ich mit ihnen zu thun — weiß es selber nicht, mein Freund! Sie sehen in mir einen Emissär des

Bonaparte, einen Spion, einen — ich weiß nicht was, noch weshalb! Ich hab' ihnen gesagt, daß ich Regimentscommandeur in der preußischen Armee, daß ich auf Urlaub, daß ich hierbleiben will, daß ich den Stadtrichter, den alten Friedensherrn aufsuche, — 's hilft alles nichts; diese Ehrenmänner wollen oder können nicht hören und hatten eben die beste Lust — ich weiß nicht wozu, als Ihr daherkamt."

Ich sah mich ganz verwundert um; die zwanzig, dreißig Menschen, die sich um uns zusammendrängten, Bedienstete von der Post, Nachbarn, müssige Gaffer, Gassenjungen, ein paar neugierige Frauenzimmer, während die Polizei sich natürlich so fern wie möglich hielt und von den Beamten, die eine Autorität hatten, keiner zu sehen war, — zeigten sich seit meinem Erscheinen und da ich mit dem Chevalier gesprochen, still, aber ich sah mehr als eine mißtrauische Miene und böse Augen uns zugewandt. Es war begreiflicherweise kaum Einer unter ihnen, den ich nicht hätte beim Namen nennen können, und ich wandte mich denn auch an den Nächsten, Besten: „Was, zum Kukuk! giebt's denn hier, Meister?"

„Ja, was soll's geben?" versetzte der Ange=

redete, ein Schmied, achselzuckend. „Der Postillon hat gemeint, der Herr sei ein Franzos und habe unterwegs allerhand vor sich hingewälscht, und sein Kamerad, der ihn bis zur Station gebracht, habe ihm auch von dergleichen gesagt. Und dazu, Herr Doctor, heißt's ja, daß der Bonapart' sich den Teufel an die Russen und Preußen bei Paris kehren thut, sondern hinter ihnen fort wieder auf uns hier daheim losmarschirt, wo er alles offen findet und alte gute Freunde — der Herr Doctor wissen's wohl von sich selber! — Und der Herr hier ist ein Franzos, das sagt er selbst, und will doch auch ein Regiment bei den Preußen commandiren und nun auf Urlaub, wo der Krieg noch im Gange. Hm!" fügte der Mann hinzu, „für allzu dumm muß er uns auch nicht halten, und hin oder her — von dem wälschen Wesen wollen wir nichts mehr!"

Als er schwieg und sich die Hauskappe fester auf den dicken Schädel drückte, fingen sie umher an zu murmeln und zu reden, die Jungen schrieen auch: „Spion, Spion! Fort! In's Loch!" Es drängten sich noch mehr herzu, die vorübergingen oder aus den Häusern herbeiliefen, und der alte Polizeidiener, der bisher an der nächsten Straßenecke seine Zeit abgewartet, kam

ein wenig näher heran. Und so unsinnig die ganze Sache auch sein mochte, so bedenklich wurde sie doch, so sehr überraschte mich diese Entschiedenheit des Volksgeistes und -Willens, von der ich früher noch niemals ein solches deutliches Zeichen empfangen hatte. Aber es herrschte in diesen alten Städten freilich immerhin ein gewisser Gemeingeist und ein Gefühl für das Gesammtvaterland, als man dergleichen im übrigen Deutschland vergeblich gesucht haben würde, und die Parteistellung der noch immer neu und fremd erscheinenden Regierung, oder vielmehr des Hofes, und all' die Härte und die Vexationen, welche von dort gegen die Patrioten ausgegangen und die Landeskinder bis zum letzten Augenblick dem Ehrgeiz Napoleon's geopfert hatten, mußten viel böses Blut machen. Man sehnte sich so zu sagen nach einer eclatanten Aeußerung seiner Stimmung, und hier war eine nur zu günstige Gelegenheit: was fragt das Volk in solchen Momenten viel nach Recht oder Unrecht! —

Man mußte rasch und entschieden eingreifen, wenn Feuchères nicht unter den Folgen leiden sollte; die Stimmung des uns umgebenden Kreises erbitterte sich bereits hörbar von Secunde zu Secunde. Und es war ein wahres

Glück, daß gerade ich herzugekommen, daß ich den Chevalier vertheidigen durfte. Man kannte mich und wußte von meinem Kriegszuge, von den Verfolgungen und Strafandrohungen, die er mir eingetragen hatte.

„Und doch, Leute,“ sagte ich, „spricht der Herr die reine Wahrheit und ihr thut einem wackern Manne unrecht. Er ist ein Emigrant von denen von 1790, aber schon vorher in D. gewesen und nachher auch dort geblieben — ihr wißt, Leute, der Fürst dort hat es nie mehr mit dem Kaiser gehalten, als er wohl mußte, und sich vor dem Jahre als einer der Ersten von ihm losgesagt. Herr von Feuchères ist schon vorher zu den Preußen gegangen; er war mein eigener Rittmeister und commandirte dann das Regiment, ein wackerer und treuer Mann, ich verbürge das, ich, den ihr kennt, zu dem ihr Vertrauen habt, und mein Vater, Herr Lorenz, wird es gleichfalls verbürgen, denn der kennt den Herrn auch. Und was die Gerüchte angeht, von denen ihr redet, so ist — auf meine Ehre! — kein wahres Wort daran. Der Kaiser hat abgedankt, der Krieg ist zu Ende, die alten Könige kommen nach Paris zurück.“

„Na, da werden sie auch nicht viel Gebackenes

und Gebratenes daran haben," meinte der Meister Schmied, der wie die Anderen mir aufmerksam zugehört, jetzt mit einem breiten Lächeln. „Aber's schadet ihnen nicht, die Kerle haben's verdient um uns und alle Welt, daß ihnen der Uebermuth gebrochen wird. Aber, Herr Doctor, wenn's so mit dem Herrn steht, wie Sie sagen, und wenn unser alter Friedensherr für ihn gut sagt, dann —"

„Hab' ich euch curiosen Menschen nicht längst ganz dasselbe erzählt?" mischte sich hier Feuchères wieder munter ein. „Aber habt ihr mich denn hören wollen?"

Nun, es gab noch einiges Hin- und Hergerede, denn zwischen den Anwesenden zeigte sich jene Menschengattung, die ihr Hauptvergnügen an Skandal, Aberglauben und Verdächtigung findet, keineswegs in der Minderheit und machte sehr saure Mienen zu der friedlichen Entwickelung; der Name und das Ansehen des Stadtrichters schlugen indessen durch, und endlich gestattete man uns denn mit dem Gepäck des Chevalier zum blauen Engel abzuziehen.

Daß der verdächtige Fremdling in der Stadt blieb, was sie vorhin natürlich überhört oder sich nicht deutlich gemacht, beruhigte sie jetzt noch

mehr, da sie ihn also unter Augen behielten und keine Intriguen fürchten zu dürfen glaubten. „Wir würden's bald merken, und dann räucherten wir ihn aus, daß er daran denken sollte!“ sagte der Schmied.

Wir legten den nicht langen Weg ziemlich still zurück, das eben Erlebte hatte selbst den Chevalier nachdenklich und ernst gemacht, und erst als wir in dem Zimmer des blauen Engels standen und auch der Gepäckträger uns verlassen hatte, kehrte seine Laune in ihre alten Bahnen zurück.

Er faßte meine Hände und die Augen blitzten mich lustig an. „Wo wir auch zusammenkommen, vergrößert Ihr meine Schuld gegen Euch, Kamerad,“ sagte er, indem er mit diesen Worten darauf anspielte, daß ich ihm im vorigen Herbst in diesem und jenem Gefecht hatte einen Dienst leisten können, auf den er mehr Werth legte, als die Sache es verdiente. „Blut Gottes, sind das rauhhaarige Patriotenseelen! Weiß der Kukuk, was daraus geworden, wäret Ihr nicht so apropos dazu gekommen, mein Lieber! Hätt' ich dergleichen geahnt, würd' ich mich besser vorgesehen haben. — Spaß verstehen die Ehrenmänner gar nicht, und ich war drauf und dran, wild

zu werden, als Ihr mir wie ein Friedensgestirn aufgingt! — Aber wie Ihr Euch verändert habt, junger Freund!" fügte er herzlich hinzu und drückte meine Hand fester. „Wenn man Euch sieht, zweifelt man nicht, daß es Euch hart angepackt hat."

„Hat daran jemand gezweifelt?" fragte ich halb bestürzt, halb entrüstet.

„Nun, nun," meinte er achselzuckend, „daß bei Eurem Ausbleiben und da man wußte, daß Ihr nicht todt, hie und da allerhand geschwatzt und bemerkt worden ist von Leuten, die Euch weniger kannten, das muß Euch am Ende begreiflich sein. Zu ärgern aber braucht Ihr Euch auch sonst nicht; wir Alten haben Euch schon vertreten, wo es Noth, und Eurem Vetter Bernhard muß ich Abbitte thun, — es ist ein wackerer Knabe und Euer treuer Freund. Also, Ihr seid auch hier noch lange krank gewesen?"

„Ich bin erst seit vier Wochen wieder einigermaßen bei Kräften und wollte trotzdem abreisen, als wir die Nachricht von der Schlacht bei Paris und den Verhandlungen vernahmen. Da blieb ich," gab ich einigermaßen bitter zur Antwort, und mich zusammennehmend fügte ich hinzu: „aber genug von mir, Herr Chevalier!

Doch daß ich Sie hier sehe — marschirt die Armee denn schon zurück?"

„Hm!" machte er und zuckte von neuem die Achseln. „Es hat damit seine eigene Bewandtniß. Ihr erinnert Euch wohl, daß schon vordem hin und wider Einer auf mich und meine Stellung gerade nicht freundlich sah. Seit wir in Frankreich einrückten, wurden aus diesen Einzelnen Mehrere. Man hat mich entschieden zurückgesetzt. Doch das gehört nicht hieher. Wer mich nicht verkennen will, muß den Sinn und Geist begriffen haben, in dem ich mich diesem Feldzuge angeschlossen habe. Ich hatte mir ohnehin die Besiegung des Corsen als Ziel meiner Thätigkeit gesetzt, und da ich nun obendrein in Paris das Treiben der Parteien sah und an dem Ekel, den mir dasjenige meiner alten sogenannten Standesgenossen einflößte, bald merken konnte, daß ich inzwischen wirklich vom Franzosen zum Deutschen geworden, so machte ich kurze Rechnung, nahm Urlaub, — mein Fürst hatte mich längst heimverlangt, ich aber nicht früher gewollt — den man mir bereitwillig gewährte, und ging davon.

„Die Sache ist ja zu Ende, mein Freund," setzte er hinzu und strich sich über die leicht ge-

furchte Stirn, von der im Laufe des Jahres das dichte halbergraute Haar weit zurückgetreten war; „und was ich in Paris sah und hörte, machte mir, ich wiederhol's, keine Lust, meine deutsche Heimath aufzugeben. Ich habe noch die Entrée Monsieurs erlebt — nun, jener Meister Schmied hat davon vorhin schon Worte gesagt, die ich beinahe unterschreiben möchte. Ich habe kein Verständniß mehr für diese Menschen und ihre Weise. — Genug davon," und es war seltsam und bezeichnend genug, daß er, wenn ich es auch bei unseren mitgetheilten Unterhaltungen nicht anführte, früher häufig genug französische Worte und Wendungen einfließen ließ, ja in der Lebhaftigkeit wohl einmal einen ganzen Satz in der Muttersprache sagte, während jetzt kaum der Accent an seine Abstammung erinnerte, — „genug davon! Und da ich Euch nach des guten alten Papa Meldung hier und genesen wußte, so wollte ich natürlich zuerst hieher, und — da bin ich! Und nun —" und das braune Auge blickte mich mit einem schlauen und zugleich forschenden Ausdruck an, — „wie steht's? Wie nenn' ich Euch, mein Herr —?" —

Ich war nicht wenig überrascht. „Des Vaters Meldung?" wiederholte ich. „Einen andern

Namen? Wie verstehe ich das? Ich heiße nach wie vor Wohlgemuth und gedenke den Namen weniger abzulegen als je. Die Grillen und Einfälle vom vorigen Herbst waren bereits Vorboten meiner Krankheit, glaub' ich fast. Ich denke nicht mehr daran."

Es hatte sich bei meinen Worten auch in seinen Zügen eine gewisse Ueberraschung kundgegeben; nun aber blickte das Auge noch forschender und — ich möchte sagen: neugieriger, und er versetzte lebhaft: „Und jenes Gerücht, oder was es sonst war, von dem der Alte Euch geschrieben und das Euch so in Alarm brachte? Wie steht es damit? Ist die Dummheit zu Platz gekommen, oder —?"

„Wie ich sagte, Herr Chevalier, ich plage mich nicht mehr mit diesen Thorheiten. Der Vater hat mir einmal ausführlich davon gesprochen, erst vor kurzem; es scheint allerdings nichts als die pure Dummheit, wie Sie es heißen. Es ist überhaupt nur im engsten Kreise noch davon die Rede, und wer daran glaubt, wird für diesen Glauben andere Gründe haben als die Wahrheit. 's ist eine weitläufige Geschichte. Und wenn Sie mit Herrn Lorenz, wie ich zu meiner Ueberraschung erfahre, im Verkehr waren, so wird

er Ihnen mehr und Besseres davon sagen können als ich."

„Hm!" machte er sinnend und fügte erst nach einer Pause hinzu: „Also nur einmal redetet ihr davon und vor kurzem?"

„Allerdings, Herr Major; — ich war bis dahin noch zu angegriffen, drum schob er's auf. Und seitdem haben sich andere Dinge dazwischen gedrängt, — Familienangelegenheiten der traurigsten und fatalsten Art, so daß —"

„Hm! — Und von mir hat er Euch nichts gesagt?" fragte er dazwischen, als habe er von meinen Worten so gut wie gar nichts gehört.

„Ich höre, wie gesagt, erst durch Sie selbst, daß Sie mit ihm verkehrten."

„Hm! — Apropos!" Und wieder traf mich der halb zerstreute, halb forschende Blick. — „Und wie ward es denn mit jener Schloßgeschichte? Die Prinzessin, der alte Hausmeister und Chirurg, die Gräfin, die geheimnißvolle Feindschaft des Fürsten? Habt Ihr gar nichts mehr von denen vernommen?"

„Wie sollte ich, Herr Chevalier! Ich wiederhole, daß ich erst seit drei, vier Wochen wieder im Gange, und seitdem haben mich die hiesigen Angelegenheiten sehr beschäftigt. Gedacht habe

ich freilich an jene Personen, aber auch das nur flüchtig. Es hält mich hier gar zu Vieles fest."

„Also wieder völlig zu Gnaden angenommen?" fragte er lächelnd. „Ich habe mit Eurem Vetter viel über Euch geplaudert, als wir Euch damals hieher expedirt hatten und zum Regiment zurückkehrten. Er hat mir auch von einem Schwesterlein gesagt, das — hm? Na, ich sehe, daß ich da nicht weiter fortreden darf," fügte er scherzend hinzu, da er mich roth werden sah, „aber es steht doch gut?"

Was sollte ich darauf erwidern? Eine solche directe Frage hatte ich bisher noch nicht zu beantworten gehabt, und es war mit ihr ganz etwas Anderes als mit meinem eigenen Selbstvertrauen und Selbstgefühl, das bisher von keinem Zweifel hatte wissen wollen. Es war die alte Geschichte: im Kopf, und selbst im klarsten, treiben sich, häufiger als man denkt, Träume und unklare Vorstellungen, Spukgeister herum, bis das Wort sich an sie macht und sie gezwungen werden, heraus und an das Licht des Tages zu treten. Da erst bestehen sie ihre Probe. Und so entgegnete ich denn nach einigem Besinnen: „das kann ich nicht behaupten, Herr Chevalier. Aber

ich hoffe trotzdem endlich durchzudringen und mein Ziel zu erreichen."

„Also auf meinen Freund, den Messire, hat jenes curiose Intermezzo von der Aussage auf dem Todtenbett und Eurer romanhaften Abstammung von dem Nachbar wohl einen tiefen Eindruck gemacht?" fragte er lachend.

„Er mag sogar selbst die Hand dabei im Spiele gehabt haben," entgegnete ich, „und seine Gattin noch mehr. Aber davon ist nicht in der Kürze zu reden."

„So sprecht in der Länge davon," meinte er launig, „vorausgesetzt, daß Euch nichts von hier forttreibt." Und indem er mir die Hand bot, fügte er mit jener Herzlichkeit hinzu, die, wenn sie einmal die schillernde und heitere Rastlosigkeit seines Wesens durchdrang, vollkommen unwiderstehlich war: „Ich hab's Euch vordem schon einmal gesagt, mein junger Freund, — wie ich mich in Eure Affairen hineingedrängt habe oder gedrängt worden bin, — denn wir sind, fürcht' ich, im Grunde wenig mehr als die Marionetten des Schicksals! — so fühl' ich mich auch verpflichtet, mich dazu zu halten, und habe sie wirklich seither niemals aus den Augen verloren. Also — redet!"

Ich hatte keinen Grund zum Schweigen, denn wenn ich am Ende auch wohl ahnte, daß im Chevalier allerhand wirken und treiben mochte, was mir bisher noch nicht bekannt geworden, so hatte ich doch niemals irgend ein Mißtrauen gegen ihn und seine Absichten gefühlt. Und so sagte ich ihm so kurz und umfassend, wie ich's vermochte, von all' unseren, ihm noch nicht bekannten Zuständen und hatte mich nicht über Theilnahmlosigkeit zu beklagen.

Es war darüber spät geworden und Zeit für mich nach Hause zu gehen, wo die Eltern den kaum Genesenen und noch immer nicht vor allen Angriffen Geschützten sicher nicht ohne Besorgniß vermißt hatten. Ich bot dem Chevalier nochmals, wie gleich anfangs, eine Wohnung bei uns an, wo die Gastzimmer immer parat waren und die Alten die liebenswürdigsten Wirthe zu machen verstanden. Aber er lehnte es von neuem ab, zerstreut und nachdenklich, wie ihn meine Mittheilung gemacht hatte, und ließ mich endlich mit dem Auftrage an Herrn Lorenz gehen, daß er ihn morgen zu irgend einer ihm passenden Zeit besuchen zu dürfen wünsche.

„Es ist dumm genug," setzte er mit einem Zuge von Mißvergnügen hinzu, „daß die alberne

Scene bei der Post schon so viel Leute auf mich aufmerksam gemacht hat. Ich wäre am liebsten ganz still und unbeachtet hier aufgetreten und hätte dann nach Belieben über meine Zeit verfügen können. Jetzt ist das etwas Anderes. Ich möchte darauf wetten, daß man mich hier auch aus anderen Gründen in's Auge faßt und mich baldigst los zu werden sucht, — leicht genug, wenn mein Fürst von meiner Heimkehr unterrichtet würde. Er drängt mich seit längerer Zeit. Mir ist schon im vergangenen Jahre, als wir über Eure Affairen redeten, ein seltsamer Verdacht gekommen. Doch das wird sich alles finden und nun — gute Nacht."

Es war mir wunderlich zu Muthe, da ich nach Hause ging. Es erhob sich um mich her etwas, das ich bis jetzt mehr ahnte als sah, — haben die Leser noch niemals das höchst originelle und nichts weniger als behagliche Gefühl kennen gelernt, wo man im tiefsten Dunkel die Nähe eines Andern empfindet, ohne von ihm etwas sehen zu können, geschweige denn wirklich von ihm berührt zu werden? So war's mir in diesem Moment. Da w a r etwas, aber hatte ich mich drüber zu freuen oder davor zu fürchten? Und es mußte wohl in mir einen Punkt geben, wo die Grillen

und Sorgen daheim, denn ich fühlte sie eben in unheimlicher Weise wieder hervortreten und nach ihrer alten Herrschaft streben, so daß ich mich ernstlich zusammennehmen mußte, um ihrer Meister zu bleiben. Laß es werden, was es will, sprach ich endlich entschlossen zu mir selbst. Laß sich zanken und balgen um mich, wer dazu Lust oder ein Recht hat. Die Meinen bleiben mir und ich bleibe der Ihre. —

Die Eltern warteten daheim bereits auf mich mit dem Nachtessen, etwas, das gar nicht gut war, da Herr Lorenz bei seiner ein wenig pedantischen Zeiteintheilung durch einen solchen Aufschub jedesmal verstimmt wurde und auch Frau Fides um der Laune des Gatten willen keineswegs gleichgültig dagegen blieb. Es war in jener schlimmen Zeit, wo ich die Meinen mir entfremdet hatte, mein thörichtster Fehler und des alten Herrn bitterster und gerechtester Vorwurf gewesen, daß ich mich halb gedankenlos, halb trotzig nicht mehr an die Hausordnung gebunden und die Alten gezwungen hatte, endlich nicht auf mich zu rechnen, wo sie doch meine Anwesenheit und Pünktlichkeit verlangten und an dieselbe gewöhnt waren. Das hatte ich, da ich wieder zur Besinnung kam, sehr wohl be=

griffen und mich jetzt, wo ich endlich von neuem in Gang gekommen und nicht mehr auf das Haus allein angewiesen war, stets zum genauesten Einhalten der festgesetzten Stunde gezwungen.

Ich sah es gleich: Frau Fides schaute mit einem gewissen feierlichen Ernst darein und spielte — denn sie saß schon am Speisetisch — zerstreut mit der Gabel, während der Alte, der bisher ungeduldig im Zimmer auf und ab gelaufen sein mochte, jetzt in dessen Mitte stand, mich, die Perrücke ein wenig schief auf dem Kopfe, was ein neues bedenkliches Zeichen, mit seiner Stadtrichtermiene anguckte und mir ein ungewöhnlich barsches „Na?" entgegenrief.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," sagte ich munter und faßte und drückte des Alten Hand, „du darfst nicht zanken, Papa, ich bin unschuldig —"

„Ja, das wollt ihr immer sein, wenn ihr Unsinn und Dummheiten macht," unterbrach er mich wirklich verdrießlich. „Und das allerdümmste ist, daß ihr regelmäßig dann auf dergleichen gerathet, wo es für den dadurch Betroffenen am empfindlichsten sein muß."

„Und doch bin ich diesmal unschuldig, Papa,"

sprach ich begütigend. „Ich bin mit einem Freunde zusammengetroffen und bei ihm geblieben — habt ihr nicht von dem Lärm bei der Post gehört? Es war dabei ja auch von dir die Rede, Papa!“

„Lärm bei der Post? Von mir die Rede? Ein Freund?“ fragte er halb noch verdrießlich und doch sichtbar schon interessirt. „Was schwatzest du?“

„Herr von Feuchères ist angelangt,“ sagte ich.

Weiter kam ich nicht, denn der alte Herr fing wieder einmal an im Zimmer umherzuspringen, wie er es, wenn ihm etwas Unvermuthetes und Wichtiges über den Hals kam, bekanntlich in der Gewohnheit hatte. „Sapperment — sapperment!“ rief er dabei, „Feuchères ist da! Feuchères? Und heut'? Sapperment! Frau, Alte! Ist's nicht, um — Feuchères ist da? Und wo? Was kommt er nicht? Und der Lärm vor der Post?“ Er stand bei diesen hervorsprudelnden Fragen vor mir und riß mir beinahe den Knopf vom Rocke, den er gepackt hatte, und starrte mich an, als wolle er mir die Antwort schon von den Lippen lesen, noch bevor sie laut geworden. „In des Kukuks Namen, so sprich doch!“

„Mein Freund, laß Emmerich doch Zeit!“ mahnte Frau Fides halb lächelnd.

„Was Zeit! Ich hab' schon viel zu lange gewartet!“ zankte er.

Ich schüttelte so zu sagen innerlich den Kopf. Was war denn das nun wieder? „Ja ja, Papa, ich habe schon bei dem Chevalier gemerkt, daß curiose Dinge vorgehen,“ sagte ich jedoch ganz munter. „Du bist ja mit ihm in einer höchst besondern und geheimnißvollen Verbindung, ohne daß ich bisher ein Wort davon erfahren.“

„Sprichst du bald?“ rief er mit einem neuen Ruck an meinem armen Knopfe. Und ich glaube wirklich, um den zu retten, gab ich das Necken auf und fing meinen Bericht an, den er dann auch geduldiger aufnahm, als aus seinem bisherigen Gebahren zu schließen gewesen. Er setzte sich sogar zu Tisch und fing an zu essen, denn bei seinen außerordentlich einförmigen und regelmäßigen Gewohnheiten und seiner sehr frugalen Lebensweise kehrte bei dem alten theuren Manne zur bestimmten Stunde der Hunger ein und verlangte, was sich auch dazwischen drängen mochte, nach Stillung. Aber ich sah es wohl, wie mechanisch er heut' den Speisen zusprach und wie gespannt und erregt er auf meine Worte lauschte,

während er zugleich und obendrein auch noch durch etwas Anderes abgezogen zu werden schien, — das etwa, was ihn bei Feuchères Namen so überaus überrascht hatte. Er ließ aber einstweilen noch nichts davon verlauten.

„Und morgen will er also herkommen?“ sagte er, nachdem ich schon eine Weile geschwiegen hatte, mit einem zerstreuten Blick zu mir hinüber. „Na, — hm! — 's ist vielleicht auch so besser. Er wird müde sein, und Unsereiner braucht auch seine Nachtruhe, um so mehr, wenn man demnächst seinen Kopf beieinander haben muß. Hm! — Also gute Nacht, Kinder,“ brach er aufstehend ab und vergaß heut' zum ersten Mal vielleicht seit vielen Jahren seine Serviette zusammenzurollen und in den Elfenbeinring zu schieben. „Geht in's Bett, daß ihr morgen recht frisch seid. Ich habe noch eine Stunde zu arbeiten.“ Und damit nickte er uns zu und war aus dem Gemach.

Hatte ich gehofft, nun von der Mutter wenigstens eine Erklärung zu erhalten, so war das eine Täuschung gewesen. Frau Fides war, wie auch während der ganzen vorausgegangenen Unterhaltung, sehr still und ernst, schien meine jetzigen Fragen entweder gar nicht zu beachten

oder nicht beantworten zu wollen, und brachte endlich das Gespräch auf meinen Aufenthalt auf dem alten Schlosse, auf die Prinzessin, den Hausmeister, die Uebrigen. „Es ist seltsam, daß wir davon noch nie recht geredet haben, Emmerich," meinte nun auch sie mit einem zerstreuten Lächeln. Und als ich einwandte, daß man mich ja nicht habe hören wollen, lehnte sie das kopfschüttelnd mit dem Bemerken ab, daß davon bei ihr keine Rede gewesen sei. Es müsse zufällig geschehen sein, bis die trüben Ereignisse in der Familie vollends ihre Gedanken davon abgewandt hätten.

Sie hörte mir nun sichtbar aufmerksam zu, ohne irgend eine Unterbrechung zu versuchen. Nur da ich jener Erinnerung des alten Paul gedachte, der sie als junge, berühmt schöne Frau mit dem Kinde hatte über den Hof gehen sehen, da lächelte sie schwermüthig und meinte: „Ja ja, ich weiß auch noch! Es ging damals Mancher aus und ein hier im Hause und sah, wie ich recht gut merkte, besonders neugierig nach mir, mir zur vollsten Pein! — Aber fahre fort, mein liebes Kind."

Durch den weiteren Fortgang meiner Schilderungen — denn so muß ich sie wohl heißen,

wurde sie ersichtlich immer stiller und nachdenklicher. Sie unterbrach mich nicht wieder und hatte auch, da ich schloß, nur noch wenige und unbedeutende Worte, bis auch sie sich zurückzog und mir zu ruhen empfahl. „Denn allerdings, mein Kind, es bereitet sich scheinbar etwas vor, das deine und unsere vollste Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen dürfte,“ sagte sie, da sie zum Abschied meine Hand hielt. „Du wirst deinen Kopf brauchen, wie der Vater es heißt. Gott gebe dir eine erquickende Ruhe, mein theures Kind.“

Ich brauche den Lesern wohl nicht erst zu sagen, daß die Empfindung, von der ich bei meiner Trennung von Feuchères erfaßt worden, durch alle diese folgenden Vorgänge nur noch hatte vertieft werden können. Ich ahnte nicht mehr, ich sah es deutlich genug, daß mir ein Wendepunkt meines Lebens und Geschicks nahe sei, aber ich fürchtete ihn nicht und grübelte nicht darüber. Ich war der Meinen, ich war meiner selbst sicher, wiederhole ich. Ich wußte, daß mich nichts von ihnen trennen dürfe noch könne, daß niemand Rechte auf mich zu beanspruchen vermöge, welche die Verbindung zwi-

schen uns aufzuheben oder auch nur zu beschränken im Stande seien.

Und der Schlaf kam über mich mit seiner vollsten Süßigkeit und Kräftigung, wie er nur die Genesenden zu beglücken pflegt, und umfing mich bis weit in den andern Morgen hinein. —

Als ich die Augen aufschlug, wußte ich anfangs nicht, ob ich wache oder noch träume, ja ob nicht am Ende alles, was in den letzten Monaten geschehen, ein bloßer Traum gewesen. Denn an meinem Bette stand, wie ich es vordem mehr als einmal erlebt, der alte Paul, und sein gutmüthiges Auge lächelte mir wieder einmal, wie damals während meiner ersten Genesung, mit fast weiblicher Zärtlichkeit zu, und wie damals sprach er mit freundlicher Stimme: „Nun, so mag ich's leiden! So werden wir schon wieder auf die Beine kommen, junger Herr!"

Ich war mit einem Satz aus dem Bett. „Meister, sind Sie's und kein Gespenst? Sie hier?" rief ich.

Er fing an mir beim Anziehen zu helfen, wie er es vordem gethan, wo ich meines Armes wegen hülflos war wie ein Kind, aber ich wies ihn lachend zurück. „Je nun," redete er dabei, „ich hatte hier Geschäfte und wäre schon viel früher

gekommen, wenn nicht meine Hoheit an der abscheulichen Krankheit, dem Lazarethfieber, so hart daniedergelegen. Der Rückzug ging zum Theil bei uns durch, und der hinterließ uns das Elend. Und ich wäre dennoch früher gekommen, junger Herr, hätte ich voraussehen können, daß Sie daheim. Aber wie sollt' ich das wissen! Seit dem Herbst hörten wir nichts mehr von Ihnen, und das war traurig, denn ich habe mich ordentlich nach Ihnen gesehnt. Sie kamen mir damals so schnell fort in der schlimmen Nacht, und auch die Hoheit hätt's gern anders gesehen. Sie haben ihr sehr wohl gefallen."

„Und jetzt sind Sie gekommen, Meister, und treffen mich gleich?" fragte ich nach einer Pause bedenklich.

„Hm, das war keine Kunst," meinte er mit einer Art von Schalkhaftigkeit, die ich nie früher an ihm bemerkt; „wir hörten's schon im vorigen Herbst, daß es mit dem Herrn Doctor oder Lieutenant Goritz nichts war, sondern daß er Wohlgemuth heiße. Aber als ich nun herkam und den alten Herrn nach Ihnen fragte und erfuhr, wie übel es Ihnen seither ergangen und daß Sie da, — o, junger Herr, ich kann's Ihnen nicht sagen —"

„Also beim Vater und hier?“ unterbrach ich ihn rasch.

„Ja, junger Herr, hier. Der Herr Stadtrichter haben es nicht anders gethan, ich mußte hier logiren.“

„Hier im Hause, Meister?“

„Gewiß. Und wären Sie zeitiger nach Hause gekommen, so würde ich Sie schon gestern Abend begrüßt haben. Allein ich war durch und durch marode. Und der Herr Stadtrichter meinten auch, daß es besser sei, bis heut' zu warten, weil wir uns sonst doch zu Dingen fortreißen lassen möchten, die nicht nur Zeit brauchen, sondern auch hübsch ordentlich und, wie die Herren Soldaten sagen, in Reih' und Glied vorrücken müssen. Und wie richtig das war, sahen wir erst recht, da nun auch der Herr Chevalier anlangte.“

„Den kennen Sie auch, Meister?“

„O ja,“ versetzte er, den weißen Kopf schüttelnd. „Ich hab' ihn schon vor zwanzig und mehr Jahren gesehen und hatte eine rechte Freude, da wir ihn im Herbst wiedersahen — es war einer von den alten Freunden, die sonst schon verzweifelt rar werden.“

„Also der Chevalier war im Herbst bei euch?“ fragte ich überrascht, und indem ich mein

Auge fest auf das des Alten richtete, fügte ich hinzu: „Nun, lassen wir alle Verstellung und Umwege, Meister, — Sie sind meinetwegen hier?"

Da faßt' er meine Hand und drückte sie zwischen seine beiden und erwiderte: „Ja, mein lieber junger Herr, ich bin Ihretwegen hier, und wollte Gott, wir hätten schon im Herbst alles ordnen können. Aber damals lag noch Manches im Dunkel, und dann kam die Krankheit. Nun aber, der Herr Chevalier und der Herr Stadtrichter erwarten uns — kommen Sie."

Fünftes Kapitel.

Doch ein wenig anders.

Die fünfundzwanzig Jahre, welche zwischen dem Schlusse des Siebenjährigen Krieges und dem Ausbruche der großen französischen Revolution liegen, bilden weniger in der politischen als in der Cultur- und Gesellschaftsgeschichte unseres guten alten Deutschlands eins der originellsten, confusesten und betrübendsten, oder wenn man so will, auch ungeheuerlichsten Kapitel, von denen wir überhaupt erfahren. Ja wenn man die folgenden Jahre noch hinzurechnet, welche bis zu jenem Zeitpunkt verliefen, wo der Fürsten- und Adelshochmuth sich zum ersten Mal an den Revolutionsbanden den stolz getragenen Schädel einrannte, der Zug in die Champagne mit der gründlichsten Blamage geendet

hatte und statt der Prahlerei die feige Angst vor den Sansculottes in Gang kam, welche Land und Leute fortan wie die Schafe scheeren ließ, — so ist's ein rundes Menschenalter, in welchem die Jungen zu Greisen werden und alles kennen lernen konnten, was das Erdenleben an sogenanntem Glück und Unglück mit sich zu bringen vermag.

Es ist viel über diese Zeit und aus ihr geschrieben und erzählt. Die Geschichtschreibung, die Berichte und Mittheilungen der Mitlebenden, eine verhältnißmäßig umfangreiche Literatur eröffnen uns weite und tiefe Einblicke, so daß man im Grunde wenig Neues mehr erwarten möchte. Und dennoch stößt jeder Blick, den wir hineinwerfen, wieder auf Züge, und in das Ohr, das hinüberlauscht, klingen Stimmen, welche uns stets von neuem überraschen, erschrecken und betäuben, belustigen und zum hellen Spott reizen. Und wir rufen bei dem einen wie bei dem andern, hier lachend, dort entsetzt, ganz bestürzt aus: es ist ja aber nicht möglich! — Und es klingt mit ruhigem Ernst zurück: aber es ist dennoch wahr und noch bei weitem nicht das Ungeheuerlichste. Denn das blieb, wie immer, hinter den Coulissen, und man erfuhr's damals

nicht, und jetzt ist es längst mit jenen Menschen zu Staub zerfallen und mag nur noch im großen Schuldbuch des Himmels aufbewahrt werden bis zum Tage des Gerichts.

Es ist drum auch bös, von jener Zeit zu erzählen und sie zu schildern. Die großen, derben Züge sind freilich da und finden sich immer wieder, die feineren aber lauschen gewöhnlich nur leise, leise hervor und verschwinden, wenn man ihnen nachgehen möchte, zuweilen plötzlich und vollständig Die Hauptfarben stechen uns grell und unvermittelt in die Augen: wir sehen eine unglaubliche Rohheit und hart daneben eine fast noch unglaublichere Verfeinerung, eine Brutalität und eine Raffinerie des Genusses, eine Armuth und einen Luxus des Empfindens, eine Nacktheit und eine Prüderie des ganzen Lebens, von der wir jetzt keinen Begriff mehr haben. Aber die Nüancen dieser Grundfarben sehen wir, wie gesagt, nicht mehr oder so undeutlich, daß an ein wirkliches Erkennen und Verfolgen kaum jemals zu denken. Und das ist um so übler, da nur in ihnen die Spuren zu finden sind, daß überhaupt noch irgend etwas Gesundes existirte. Was wir wirklich und deutlich sehen, ist krank und voll Fäulniß bis in den innersten Kern,

und erklärt uns nicht nur die Leichtigkeit, sondern auch die Nothwendigkeit des furchtbaren Zusammensturzes, dem Deutschland während der folgenden zwanzig Jahre unterlag. —

In dem Abschnitt der Haus- und Familiengeschichten scheint diejenige der Fürsten von A. noch eine der — man muß wohl zu diesen Ausdrücken kommen! — saubersten und vernünftigsten gewesen zu sein. Es ist schon aus Paul's früheren Mittheilungen klar geworden, daß die Herrschaften, wenigstens zur Zeit des Fürsten Anton, mit Anstand, Ehre und Würde lebten und sich in weiten Kreisen geachtet und beliebt zu machen wußten. Ihre Lebensweise sprach zum mindesten nicht allem gesunden Menschenverstande Hohn, die Herren und Damen selber ruinirten sich und ihr Vermögen nicht durch tolle Ausschweifung und sinnlose Verschwendung, und die Lästerzungen fanden wenig oder gar nicht Gelegenheit, die geheime Geschichte der Familie auszubeuten. Der Fürst Anton und seine Gemahlin zumal waren ein durchaus liebenswürdiges und ehrenwerthes Paar, in welchem neben aller natürlichen Vornehmheit ein schier bürgerlich schlichter und einfacher Sinn und eine Bildung zu finden war, wie sie sich damals in die-

sem Stande selten so ernst und ungekünstelt treffen ließ. Es war bei ihnen keine Rede von dem prahlerischen und hochtrabenden Leben ihrer den großen Höfen nachäffenden Standesgenossen. Der Fürst führte mit den Seinen ein Leben wie die übrigen edlen Familien dieser Gegend, ja ein einfacheres und vernünftigeres, als ein großer Theil von diesen weniger vornehmen und bei weitem nicht so reichen. Das fürstliche Schloß sah die Nachbarn in seinen Räumen wie gute Freunde verkehren, und Winters lebte die Familie, später fast alljährlich, in D., um auch das Hof- und Stadtleben in vernünftiger Weise zu genießen. Sie war mit dem regierenden Hause nicht nur verwandt, sondern, was noch viel besser, auch wirklich befreundet. Fürst Anton und der regierende Herr waren in ihrer Jugend sehr vertraut mit einander gewesen, und der Letztere that noch jetzt nicht leicht etwas Wichtiges, ohne den Rath seines Freundes zu hören.

Trotz ihres einfachen Sinnes und ihrer schlichten Neigungen machte die Familie in der Residenz begreiflicherweise ein großes Haus und verschloß sich niemand, der durch Rang und Stand, oder durch Geist und Bildung sich der Aufnahme und Theilnahme seiner Mitmenschen würdig

zeigte. Es lebten damals sehr viele Fremde in D., besonders Franzosen, da der regierende Fürst in jüngeren Jahren längere Zeit in Frankreich gelebt hatte, mit dem dortigen Hofe verwandt war und, wenn auch in nicht gar zu übertriebenem Maßstabe und mehr nur von ihren besseren Seiten, die Versailler Zustände in seiner Umgebung copirte und copiren ließ, so daß die Fremden sich leicht beinahe wie daheim fühlen konnten. Fürst Anton und seine Gemahlin harmonirten mit dieser Neigung ihres hohen Verwandten nicht, aber sie verschlossen sich den Aeußerungen und Folgen derselben auch nicht unverständig, und sie durften die Dinge und Menschen um so eher ihren Gang und an sich vorüber gehen lassen, da sie sicher sein konnten, daß der Ton und die Sitte, welche in ihrem Kreise aufrecht erhalten wurden, alle bedenklichen Elemente zurückscheuchen würden, während das Edle und Reine sich nur um so fester anschließen und sich auch eins am andern stärken und steigern konnte.

Es soll damals ein wunderbares, freundliches und anmuthiges, geist- und gemüthvolles, reiches Leben in diesem Kreise gewesen sein, an welches Feuchères, der es mitgelebt, noch jetzt

mit Entzücken zurückdachte, dessen anregende, heitere Freiheit, dessen maßvolle Würde er nicht genügend zu rühmen, nicht bezaubernd genug zu schildern vermochte. Man lebte in dem eigentlichen Kreise fast wie in einer großen Familie, deren Mitglieder sich alle auf das herzlichste achteten, liebten und vertrauten und zu dem fürstlichen Paare wie zu wirklichen Eltern verehrend emporschauten. Und selbst der regierende Herr kehrte zu Zeiten gern in diesem Cirkel ein, dessen Vorzüge vor dem seinen ihm nicht verborgen blieben, und sagte einmal zu der Fürstin lächelnd: „Sie müssen eine gute Fee in Ihrem geheimen Solde haben, meine Cousine, die es all' diesen Schelmen so wohl bei Ihnen werden läßt. Weiß der Kukuk, so viel Lust und Freiheit ich ihnen lasse, bei mir schreien sie über Langeweile und sind das langweiligste und wildeste Gelichter von der Welt; und hier, wo sie sich menagiren müssen, sind's die artigsten Leute und man muß Freude an ihnen haben."

Der Herr übersah nur, daß seine Wilden und Langweiligen von diesem Kreise eben respectvoll oder vorsichtig fern blieben.

Indessen, so charmant das alles erschien, so vorurtheilsfrei hier, so streng da das fürstliche

Paar über sich, seine Familie, seinen Kreis wachte, so gesichert, so friedlich diese Gesellschaft, diese Zustände sich zeigten, — es war auch hier nicht ganz so, wie die Zuschauer und Theilnehmer es glaubten, und „die Schlange lauerte im Kraut".

Es war schon halb seltsam, halb übel genug, daß die Kinder des Hauses nichts weniger als den Bahnen der Eltern folgten. Der Erbfürst schlug sich mit der einen von seinen Schwestern, die um jene Zeit in eine andere hohe Familie heirathete, welche gleichfalls nicht selten die Wintermonate in der Residenz zubrachte, ganz und gar auf die Seite des eigentlichen Hofes, eingehend auf dessen Ton und Treiben, wenig mehr daheim bei den Eltern, ja in einer Art von wirklichem Zerwürfniß mit ihnen. Sein jüngerer Bruder ergab sich obendrein mit jener ausgelassenen Gesellschaft einem Leben, das nicht bloß den Seinen ernstliche Sorge und Trauer zu machen begann. Eine jüngere Schwester, die Prinzeß Helene, artete anscheinend dem Vater und der Mutter nach; aber sie war jung, schüchtern und Stille liebend, so daß man sie in der Familie wohl scherzend „die Nonne" nannte und daß sie daher auch weder den Ihren, noch dem

Kreise einen Ersatz für die sich abwendenden lebenslustigeren, glänzenderen und anscheinend auch begabteren Geschwister bot. Man übersah sie ein wenig.

Alle thaten das freilich nicht. Im Gegensatz gegen die genannten Familienglieder, wandten sich die beiden Prinzen des regierenden Hauses vom Hofe auf das entschiedenste ab und dem Kreise der — sage ich: concurrirenden Familie zu, — der schon damals mit Feuchères eng befreundete Erbprinz und sein Bruder, der Prinz Wilhelm, oder wie er sich nach einem andern Namen lieber nennen hörte: Emmerich. Beide waren, wie das damals vielleicht noch häufiger vorkam als jetzt, von ihrem Vater wenig geliebt, vielmehr von früh auf sich mehr und mehr selbst überlassen worden, der ältere, weil er sich von jeher dem herrschenden Ton und der Regierungsweise entschieden gegenüber gestellt; der jüngere, weil „mit ihm nichts anzufangen sei". Es war ein hochbegabter junger Mann, allein der Grundrichtung jener Zeit unterthan, die in Träumerei oder Schwärmerei, in Sentimentalität oder Ueberspanntheit nun einmal von jeder ebenen und geraden, einfachen und natürlichen Bahn mehr oder weniger abzuführen schien. Und daß ihm diese

Anlage und Richtung von Natur aus zu eigen, erhellte auch aus dem geringen Einfluß, den seine grundsätzlich gerade entgegengesetzte Erziehung darauf gehabt zu haben schien: er war fast ganz mit den Kindern der Verwandten aufgewachsen, ohne darum jedoch mit ihnen zu harmoniren. Nur zu Helenen stand er im zärtlichsten, brüderlichen Verhältniß, — bei weitem reiner, treuer, schwärmerischer, als die wirklichen Brüder.

Durch ihn wurde auch der Erbprinz herangezogen, dem sich wiederum Feuchères anschloß. Ein Graf Eugen von Rodach, der gleichfalls mit den fürstlichen Kindern aufgewachsen war, stand bereits als der Fünfte in diesem besondern kleinen Kreise, der sich von Anfang an aus dem größeren abgesondert, nach und nach halb zufällig, halb absichtlich, halb scherzend, halb sehr ernst in der jugendlichen Schwärmerei und Empfindsamkeit immer entschiedener in seiner eigenen Weise befestigte und die junge Prinzessin als seine Herrin anerkannte. Es kam selbstverständlich, nicht nur weil junge Herzen und Gemüther überhaupt und immer dazu neigen, sondern auch, weil es damals noch besonders in der Zeit lag, ein bischen Geheimnißkrämerei und Ordenswesen hinzu, und es wurde ein Bund,

wie er in jenen Tagen zu gewöhnlich war, um besondere Aufmerksamkeit zu erregen oder durch die hervorgerufene Vertraulichkeit zwischen seinen Mitgliedern Anderen Sorge einzuflößen. Man duldete und belächelte die Spielerei, hie und da mag sie wohl auch Einer beneidet haben, der vergeblich nach Aufnahme strebte. Denn der eigentliche Kern — die Prinzessin Helene und ihre Freundin Natalie von Meerheimb, der Prinz Wilhelm und der Graf Eugen, wahrten eifersüchtig die enggezogenen Grenzen.

Selbst der Chevalier Feuchères und sein Prinz, obgleich zu den ersten Stiftern gehörend, wurden bald in einer gewissen Ferne gehalten. Beide waren freilich auch theils zu ernst, theils wurden sie durch andere Interessen abgezogen, um das Spiel für mehr als ein Spiel zu nehmen. Daher, obgleich mit allen einzelnen Gliedern bekannt, ja vertraut, und mit dem Grafen Eugen auf das innigste befreundet, blieben dem Chevalier auch manche innere Zustände und Vorgänge stets verborgen.

Denn solche gab es allerdings, wie ein Näherstehender oder ein absichtlicher Beobachter bald nicht mehr zu übersehen vermochte, während sie dennoch nicht so leicht zu durchschauen und zu verfol-

gen waren, wie es den Anschein hatte, zumal seit neuerdings sich dem kleinen Bunde ein paar Theilnehmer hatten anschließen dürfen, welche eben nur den Eingeweihten zugänglich wurden. Das war erstens die Schwester des Grafen Eugen, die damals zuerst in der Gesellschaft erschien, und zweitens ein Vicomte de Serrais, welcher von großen Reisen zurückkehrend hier rastete und sich bald so wohl gefallen wollte, daß er nicht mehr an eine Abreise dachte. In Frankreich gestalteten sich damals gerade die Zustände freilich auch so wild und bedenklich, daß man wohl vor der Heimkehr zurückscheuen durfte. Ja es begann schon die Auswanderung, und die Emigranten überströmten Deutschland immer weiter und gedrängter.

Heutigentags dürfte eine Persönlichkeit oder vielmehr eine Existenz wie die des Vicomte nicht bloß eine gewisse Aufmerksamkeit auf seine Erscheinung wie auf sein Leben und Treiben, sondern wohl auch eine wirkliche Zurückhaltung und Vorsicht hervorrufen. Denn wenn auch auf den Namen nicht viel zu geben war, da dieser seinem Träger in den alten Familien meistens nach einer Besitzung gegeben und früher oder später nicht selten gewechselt wurde, so blieb es doch auf-

fällig, daß der vorliegende weder auf der Gesandtschaft noch unter den bereits zahlreich herbei- und vorüberschwärmenden Landsleuten bekannt war. Ueberhaupt wurde von der Abstammung des Vicomte nichts bekannt, — niemand wußte von etwaigen Verwandten, niemand kannte seine Verbindungen, seine Verhältnisse. Hie und da war ihm freilich Einer irgendwo im Auslande begegnet, aber zu flüchtig oder gleichgültig, um sich weiter mit ihm abzugeben. Kurz, ein Geheimniß umgab den Herrn, und er selber widersprach einer solchen Annahme keineswegs, hatte vielmehr auf gelegentliche offene oder versteckte Fragen stets ein Achselzucken oder auch die Antwort bei der Hand, daß er selber nicht über Dinge zu sprechen habe, von denen er wenig oder gar nichts wisse, um die er sich indessen auch nicht kümmere. Es werde hoffentlich genügen, daß er im Auslande erzogen worden und nach Erreichung des gesetzmäßigen Alters in den Besitz seines Titels und seines Vermögens getreten sei.

Und dies genügte damals allerdings, da er einerseits seinem Range gemäß lebte und andererseits noch zu jung und auch zu wenig versteckt war, um hinter ihm einen Abenteurer suchen zu

lassen. Er zählte, wenn auch an Haltung, Bildung und Erfahrung älter und gereifter erscheinend, erst drei- bis vierundzwanzig Jahre. Unsolides erschien gar nichts an ihm; seine Mittel erlaubten ihm nachweisbar einen noch größeren Aufwand, als er ihn machte; sein ganzes Wesen sprach dafür, daß er gewohnt und berechtigt sei, sich in den ersten und besten Kreisen zu bewegen. Er war ein heiterer, geistvoller Lebemann, voll Gesundheit, Kraft und Anmuth des Körpers und Geistes, von mehr als gewöhnlicher Bildung, erfahren in allen sogenannten ritterlichen Künsten, endlich von einem sehr ansprechenden, ja fast schönen und doch durchaus männlichen Aeußern, so daß er mit all' diesen Vorzügen nicht nur die Damen sich zu eigen machte, sondern sich auch im Kreise der Männer Beifall und Anerkennung errang, mit einem Worte seinen Platz in der Gesellschaft auf das ehrenvollste behauptete.

Ueberdies war es sicher, daß der regierende Herr entweder genügende Aufschlüsse über ihn erhalten oder ihn sich von auswärts her in einer Weise empfohlen gesehen hatte, welche ihn den Fremdling an seinem Hofe nicht bloß dulden, sondern ersichtlich sogar bevorzugen ließen. Damit mußte sich natürlich jedermann beruhigen,

und man begnügte sich mit der Annahme, daß man hier ein, mit der Zeit schon sich lüftendes Incognito oder eine jener Existenzen vor sich habe, die aus den wundersamen Zuständen während der Regierung Ludwig's XV. nicht gerade selten hervorgingen und ihren Platz in der Gesellschaft einnahmen.

Es sprach für den Vicomte, daß er sich bald dem Kreise des Fürsten Anton zuwandte und dort bereitwillig Aufnahme fand, wie sie wiederholentlich gesagt nicht jedermann zu Theil wurde. Ja, es blieb nicht bei diesem äußeren Anschluß. Er wußte sich den Jüngeren nicht minder werth zu machen als den Aelteren und war bald ein Mitglied jenes kleinen schwärmerischen Bundes, dessen Festigkeit und Harmonie bisher niemals gestört worden war. Bald nachher aber wurden allerhand Anzeichen sichtbar, daß eine solche Störung bevorstehe oder bereits eingetreten sei. Die jungen Ordensmitglieder schienen aus ihren schwärmerischen Höhen auf die Erde herab zu sinken und statt der erhabenen Phantasien von gar natürlichen und menschlichen Regungen erfaßt zu werden. Man wollte beobachten, daß der Graf Eugen in der Prinzessin Helene nicht mehr die Jugendfreundin und Bundesschwester zu

sehen vermöge, sondern ihr ächter und gerechter Anbeter geworden sei, wovon nach den Ordensstatuten gar keine Rede sein durfte. Und wenn dies auch wenigstens noch zweifelhaft blieb, da die beiden Leute überaus vorsichtig zu sein schienen, so war es doch um so sichtbarer, daß der Vicomte sich mit größter Angelegentlichkeit um die Freundin der Prinzessin, die Freiin Natalie, bewarb und nach der Ansicht aller, die darauf achteten, auch die besten Fortschritte machte.

Um diese Zeit, es war im Jahre 1791, zerfiel der kleine Bund, der ohnehin schon gelockert worden, vollständig, da der Fürst Anton und seine Gemahlin in kurzer Zeit, der Eine aus Gram über den Tod der Andern, starben, und die verwaiste Familie die Residenz verließ, um für's erste wieder auf den eigenen Besitzungen zu residiren. Ueberdies war Herr von Feuchères damals auch schon nach Frankreich zurückgegangen, erfuhr einstweilen nichts mehr von den ferneren Vorgängen und fand, als er einige Jahre später von neuem in der Residenz erschien, nur wenige von den alten Freunden und noch weniger die alten Zustände und Interessen wieder. Jene Zeit war eine furchtbar gewaltsame und rasche, sie vernichtete entweder oder nutzte

unwiderstehlich ab und ließ nur einzelnen Thoren Muße und Lust übrig, mit ihren Gedanken und Empfindungen in die Vergangenheit zurück zu kehren. Alle Vernünftigen sorgten um die Gegenwart und fürchteten von der Zukunft, und Feuchères hatte mir keine Unwahrheit gesagt, als er anführte, daß in seinem neuen Kreise selten oder nie der früheren Jahre und der alten inzwischen zerstreuten, verschollenen, gestorbenen Bekannten gedacht worden.

Ueberhaupt war er, wie wir wissen, durch die von Tag zu Tag drängender sich folgenden Ereignisse im Vaterlande in der letzten Zeit vor seinem Weggange von den lustigen Freunden und Zerstreuungen früherer Jahre mehr und mehr abgezogen worden und ließ sich alle diese Verhältnisse entschlüpfen, da er weder Zeit noch Neigung fand, sich an ihnen zu betheiligen. Erwähnte er doch auch eines Gerüchtes über die Stellung des Freundes zu der Prinzessin nur wie einer, vermuthlich grundlosen Sage. Früher würde er, so intim wie er mit Eugen gestanden, sicherlich das Genaueste davon erfahren haben, jetzt begnügte er sich mit der Ablehnung, die er von dem Freunde zu vernehmen bekam, und fand auch später keine Veranlassung, auf die anschei-

nend völlig vergessene Sache zurück zu kommen. Die fürstliche Familie war überdies nach ihrem damaligen Fortgange nicht mehr nach D. zurückgekehrt, und wurde, als in den folgenden Jahren die großen Mediatisirungen begannen, der B'schen Krone unterworfen.

So etwa hatte Feuchères bisher alles angesehen und beinahe vergessen. Doch war ihm freilich seit der Begegnung mit mir und seit er von meinen Erlebnissen auf dem einsamen Schlosse erfahren, nicht nur das Allgemeine, sondern auch manche Einzelheit in's Gedächtniß zurückgekehrt und hatte sein Nachdenken und seine Lust zu weiteren Nachforschungen erregt. Und als er dann, von seiner Wunde genesen, die Gelegenheit ergriff, die Prinzessin aufzusuchen und mit ihr von diesen Dingen zu reden, erfuhr er vor allem, daß er im Grunde auch früher dem kleinen Bunde und was es in demselben gab, ja überhaupt manchen in D. existirenden Zuständen und Verhältnissen stets ziemlich fern gehalten worden war.

Die schwärmerische Freundschaft war zwischen den eigentlichen Eingeweihten noch früher anderen Gefühlen gewichen, als der Chevalier und Andere es bemerkt zu haben glaubten. Prinz Wilhelm hatte Helenen eine Neigung geweiht,

die auf das zärtlichste erwidert wurde, aber allerdings bei den bestehenden Verhältnissen so gut wie gar keine Aussicht auf ein gutes Ende hatte. Der Prinz war eigentlich zum geistlichen Stande bestimmt, mit der Aussicht auf eins der reichsten Erzbisthümer des heiligen Römischen Reichs, das seit unvordenklicher Zeit so zu sagen zum Eigenthum seiner Familie geworden und nur zur Zeit der beiden letzten Generationen ihr aus Mangel jüngerer Söhne aus den Händen geglitten war. Seine Neigung kam dabei natürlich nicht in Betracht, und wenn man ihn bisher derselben nachzuleben gestattete, so war mit solcher Nachsicht selbstverständlich die Gewißheit verknüpft, daß er sich, sobald die Zeit gekommen, unbedingt in sein Geschick fügen werde.

Abgesehen von diesem Verhältniß, welches also bis dahin wenig zur Sprache gekommen, war aber auch sonst keine Aussicht vorhanden, daß die Liebenden ihre Wünsche erfüllt sehen würden. Die Verwandtschaft stammte von den Großmüttern der beiden Fürsten, zwei Schwestern her, von denen die eine in den ebenbürtigen, ein großes Gebiet beherrschenden Fürstenstamm, die andere in die damals noch reichsgräfliche Familie Anton's streng genommen hinab geheirathet

hatte. Auf diesen allerdings vorhandenen Abstand kam man freilich nicht zurück, da man seit langer Zeit gute Nachbarschaft gehalten und gegenwärtig wirklich befreundet war.

Man ließ die Verwandtschaft im Gegentheil herzlich gern gelten, ohne jedoch auf dieselbe irgend eine nähere Verbindung gründen zu wollen. Davon war beiderseits keine Rede. Fürst Anton konnte für seine, obendrein nachgeborene Tochter nicht wohl nach einem kleinen Prinzen aussehen, dessen Apanage eine sehr geringe sein oder der von seiner Gemahlin eine Mitgift verlangen mußte, um derentwillen ihre Geschwister zurückgesetzt sein würden. Und der Vater Wilhelm's würde, wenn überhaupt an eine Ehe gedacht worden wäre, die Braut auf einer viel höheren Stelle gesucht haben, von wo ihm außer ihr auch noch andere politische Vortheile zu erwarten waren. Ueberdies mochten Helene und die Ihren seiner Familie wohl nach den Grundsätzen des Staats- nnd Fürstenrechts ebenbürtig sein, nach seiner eigenen Auffassung waren sie es aber keineswegs.

Daher verstand der alte Herr, als man einmal sich seiner Ansicht über diese Dinge vorsichtig zu vergewissern suchte, den Frager lange

Zeit auch gar nicht, und gerieth, als er es endlich begriff, in einen solchen Zorn, daß man auf das schnellste abbrechen und alles Mögliche versuchen mußte, um ihn wieder von der Spur abzubringen Das junge Paar mußte mit der größten Vorsicht und Heimlichkeit weiter leben und sah dennoch nicht allein sich voll Argwohn beobachtet, sondern auch den Herrn von der bisher befreundeten Familie merklich abgewandt. Erst als man sich schweren Herzens zu einer kleinen Maskerade verstand, der Prinz Wilhelm einer Hofschönheit nachzuschwärmen begann und der Graf Eugen mit seiner Anbetung der Prinzessin Helene in's Gerede kam, beruhigte er sich wieder.

Es ist nicht bekannt geworden, wie Helenens Eltern über diesen letzteren anscheinenden Bewerber gedacht haben. Sie nahmen ersichtlich keine Notiz von der Angelegenheit, weil sie vermuthlich in derselben nichts weiter als eine Spielerei zu entdecken vermochten, die ihnen bei dem Charakter und den Grundsätzen der beiden Handelnden keine Sorge machen konnte. Sie mögen auch eine Erörterung um dessentwillen gescheut haben, weil sie die beiden Unbefangenen nicht auf etwas hinführen wollten, was ihnen noch

fern lag, oder weil sie den ihnen von Jugend auf bekannten und ihnen wahrhaft theuren Eugen so lange zu schonen gedachten, bis er von selber zur Besinnung gekommen sein würde. Daß sie eine Verbindung zugegeben hätten, war nicht anzunehmen. So vorurtheilsfrei beide auch waren, in diesem Punkte zeigten sie sich sicherlich den Ansichten ihrer Zeit und ihres Standes unterthan, ganz abgesehen von noch anderen Gründen, die vielleicht gegen diesen Bund gesprochen haben möchten.

Nach ihrem Tode wäre für eine solche Verbindung noch weniger Aussicht gewesen. Von der Freiheit, die Feuchères in jenem Bivouaks-Gespräch für die beiden Menschen in Anspruch genommen, obgleich er die Verhältnisse kannte, war in Wirklichkeit keine Rede. Der jetzige Fürst Max, Helenens Bruder, hatte sich nicht allein schon vorher auf das entschiedenste aus den Hofkreisen und von dem alten regierenden Herrn — zu den Prinzen hatte er nie eine Stellung gehabt — zurückgezogen, sondern auch gerade gegen den Jugendfreund Eugen eine Feindschaft kundgegeben, die jedes in der Gesellschaft herkömmliche Maß weit überschritt. Es würde zu weit führen, wollte ich hier auf Ein-

zelheiten eingehen. Genug, der junge Fürst stellte sich, als ob er an des Grafen Bewerbung um Helenens Hand glaube, behandelte die Sache wie ein Verbrechen oder eine Ungeheuerlichkeit, und suchte alles hervor, den Gehaßten in den Augen seiner Freunde und der Welt zu ruiniren, während er zugleich auch der Schwester das Leben auf jede denkbare Weise schwer zu machen suchte. Seine Erbitterung gegen den bisher befreundeten Hof, gegen den alten Fürsten und die ganze Familie schien sich von einem empfindlichen Korbe herzuschreiben, den er von einer dort lebenden Verwandten derselben erhalten haben sollte, und das Uebelste war, daß er bei dieser den Grafen Eugen in einer Stellung entdeckt haben mochte, welche ihm den Korb erklärte und den jungen Mann noch bitterer hassen ließ, der zugleich die Augen auch zu seiner Schwester zu erheben wagte. Etwas Aehnliches hatte Prinzeß Helene wenigstens aus dem Grimm herausgehört, mit dem der Bruder den ganzen früheren Kreis, Eugen und sie selbst überschüttete. Sie wußte, vertraut wie sie mit dem Grafen stand, am besten, daß dort allerdings ein Verhältniß bestand, welches allein schon die Wer-

bung ihres Bruders erschwert, wo nicht völlig aussichtslos gemacht haben würde.

Ich habe oben auf jene seltsame Zeit mit ihren krausen und tollen Zuständen und Zügen hingewiesen. Dies ist ein solcher Zug daraus.

Der Graf Eugen bestand die Probe der schwärmerischen Bundesfreundschaft, die er auf sich genommen oder die von den Freunden ihm zugemuthet worden, auf das glänzendste. Er nahm die Feindschaft des Fürsten Max, die Ungnade der in D. Herrschenden, die Verkennung und Mißachtung des Hofes und der Welt auf sich — ich weiß nicht, was alles man auf ihn zu häufen suchte, — und blieb den Liebenden treu, welche neuerdings seines Schutzes und des Geheimnisses mehr bedurften als je. Sie waren durch eine geheime Ehe verbunden worden und warteten auf den Tod des alten regierenden Herrn, der damals bereits an den ersten Anzeichen der Krankheit litt, welcher er ein Jahr später wirklich erlag. Von dem Fürsten Max war bei seiner sinnlosen Erbitterung gegen alles, was mit dem alten Hofe zusammenhing, und zumal gegen den Prinzen Wilhelm, in welchem er gleichfalls einen Gegner erblicken mochte, auf keine Nachsicht, geschweige denn auf Schutz zu

rechnen, wenn er von dem Geheimniß unterrichtet würde. Prinzeß Helene zog daher den Aufenthalt in dem von ihrer Familie vordem gegründeten Kloster dem nicht mehr erträglichen Leben in ihrer Familie vor. Dort, um es kurz zu sagen, wurde ein Kind geboren, das aber todt zur Welt kam.

Es ist unbestimmt, ob Fürst Max und die anderen Geschwister hiervon etwas erfahren haben. Jedenfalls trieb der Erstere damals seine Anfeindungen gegen den Grafen auf die Spitze. und endlich so weit, daß der Unglückliche endlich das Feld räumte und seine Heimath verließ. Er hatte dazu freilich auch noch einen andern, persönlichen Grund, da ihn zwischen all' diesen Wirren und Intriguen in der eigenen Familie ein schweres Unglück heimgesucht hatte.

Der Liebeshandel, der sich zwischen dem Vicomte de Serrais und Natalien von Meerheimb angesponnen zu haben schien, war, wie es jetzt klar wurde, von Anfang an vermuthlich gleichfalls nichts weiter als eine Maske gewesen, hinter welcher man das richtige Verhältniß verbarg. Vielleicht mag sich indessen der flatterhafte Mann auch erst später von Natalien ab- und der sehr jungen Schwester des Grafen zugewandt, und

als damals zwischen den Emigranten bereits nicht gerade schmeichelhafte Gerüchte über ihn aufzutauchen begannen, es für nöthig befunden haben, den scheu und vorsichtig gewordenen Bruder so gut wie alle Welt über seine Absichten zu täuschen, bis er sich seiner Beute versichert habe. Denn das junge Mädchen war von ihrer Mutter her sehr reich, während es mit den Einnahmen des Vicomte von Tag zu Tag mißlicher zu stehen schien, — ein Unglück freilich, das bei den damaligen Zuständen Frankreichs nicht ihn allein, sondern fast alle Emigranten mehr oder weniger hart traf.

Genug, er verschwand eines schönen Tages, und die junge Dame wurde zu der gleichen Zeit ebenfalls von ihrem Bruder vermißt, jedoch nicht, ohne daß derselbe von ihr das briefliche Bekenntniß erhalten hätte, sie verzweifle daran, den Geliebten gegenwärtig in seinen Augen von den gegen ihn aufgetauchten Gerüchten und Anschuldigungen gereinigt zu sehen, geschweige denn seine Einwilligung zu ihrer Verbindung zu erhalten, und ziehe es vor, das Geschick des Vicomte in der Ferne und Stille zu theilen, bis die Zukunft ihnen Rechtfertigung und Verzeihung gewähren würde.

Der Graf fühlte sich auf das tödtlichste verletzt. Die schwärmende Bundesfreundschaft für den geheimnißvollen Fremdling war längst in Zurückhaltung und Mißtrauen übergegangen. Denn abgesehen von jenen Gerüchten, nach denen man jetzt dennoch in dem Vicomte nichts weiter als einen ungewöhnlich schlauen und kühnen Abenteurer, wo nichts Schlimmeres sehen sollte, während zugleich auch von seinen Reisezügen her dies und jenes an den Tag kam, was ihn von neuem in sehr ungünstigem Lichte zeigte, — erschien dem Grafen Eugen auch die ungestüm weiter gesponnene Bewerbung um Natalie, die Verlockung seiner Schwester und was sich daran anschloß, wie eine Intrigue der allerordinärsten Art, wo nicht wie ein wirklicher Gaunerstreich. Er benutzte nun seine erzwungene Entfernung aus der Heimath zur Verfolgung der Spuren, welche die Flüchtlinge hinterlassen hatten. Das war vergeblich; dagegen entdeckte er, daß der Fürst Max auch bei diesem Schlage die Hand im Spiele gehabt, und ließ sich durch seine, freilich gerechte Erbitterung endlich zu Angriffen fortreißen, die bei ihrer gegenseitigen Stellung dem Fürsten jedoch weniger schadeten als ihm selber, und ihm, vielleicht mit einziger Aus=

nahme der Prinzessin, die Verdammung aller Bekannten zuzogen.

Es war ein wahrer Sumpf von Intriguen, Chicanen, Anfeindungen, Verfolgungen aller gegen alle, der in diesen Händeln sichtbar wurde, und ich werde mich um so mehr hüten, meine Leser auch nur an die schmutzigen Ufer zu führen, als ich selber keine Veranlassung und Gelegenheit fand, weiter vorzubringen. Theils wußten diejenigen, die mir davon erzählten, selber bei weitem nicht alles, theils kamen für die Prinzessin Helene und den alten Paul gar zu viel zarte Punkte und Rücksichten in Betracht, als daß sie Lust verspürt haben könnten, diese begrabenen Zustände und Wirren aus der Vergessenheit erstehen zu lassen. Ich bleibe hier bei der einen Intrigue, oder wie man es sonst heißen will, die mich persönlich betraf. Denn auch diese war hier, nur wurde sie gleichfalls nicht mehr vollständig klar, da inzwischen nicht wenige von den Theilnehmern und Eingeweihten vom Schauplatz abgetreten waren, und sie obendrein nicht zu den am leichtesten entwirrbaren gehörte.

Es war im Spätherbst 1792, als die Prinzessin Helene, die damals gerade den Gatten

durch den Tod verloren hatte, noch bevor ihre Ehe öffentlich geworden, von der bisher verschollenen Vicomtesse von Serrais einen Hülfe und Schutz erflehenden Brief aus einer kleinen italienischen Stadt erhielt. Die unglückliche junge Frau war außer ihrem Bruder die einzige Vertraute des zwischen dem Prinzen Wilhelm und Helenen angesponnenen Liebeshandels gewesen und besonders der Letzteren trotz der verhältnißmäßig kurzen Bekanntschaft sehr theuer geworden. Sie meldete von den Verfolgungen ihres Bruders und anderer, ihr unbekannter Feinde, denen ihr Gatte, der Vicomte, besonders ausgesetzt sein sollte und vor denen sie hierhin und dahin geflohen und sich verborgen hätten, bis Serrais jetzt sie völlig habe verlassen müssen, um sich zu retten, während sie selbst durch die Geburt ihres Kindes, eines Knaben, verhindert worden sei, ihm zu folgen, und in der verzweifeltsten Lage nicht mehr aus noch ein wisse. Sie sei überdies krank und fühle sich dem Tode verfallen. Die Prinzessin solle sie oder wenigstens das Kind retten, die Versöhnung mit dem Bruder vermitteln, den sie von diesem Schritt unterrichtet habe. Die Unglückliche glaubte nicht nur an die Rechtmäßigkeit ihrer Ehe, obgleich es

nicht klar wurde, was den Vicomte veranlaßt haben könne, dieselbe bisher geheim zu halten, sondern sie vertraute auch auf die Ehre und Unschuld des Gatten.

Bei all' den Familienwirren und den übrigen trostlosen Verhältnissen in diesem ganzen Kreise konnte Helene persönlich nichts für die Unglückliche thun, wie theuer ihr dieselbe auch um ihres Bruders und ihrer selbst willen war, wie viel theurer sie ihr noch durch den von der treuesten Anhänglichkeit zeugenden Brief wurde. Hatte sie doch ihr Kind sogar nach dem Bundesnamen desjenigen genannt, welcher Helenen der Geliebteste aller Menschen war.

Die Prinzessin mußte sich begnügen, einen tröstenden und verheißenden Brief an die Unglückliche und einen zweiten an Frau von Meerheimb zu schreiben, welche mit ihrer Tochter, um dem Gerede auszuweichen, nach Italien gegangen war und sich, wie sie wußte, eben zur Heimkehr rüstete. Dieser legte sie die Rettung der Unglücklichen an das Herz, und um so inniger, da sie die Erbitterung der Dame gegen die Nebenbuhlerin ihrer Tochter kannte und wohl auf eine nicht leichte Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit rechnen mochte. Sie wollte die Vicomtesse in

ihrer Nähe unterzubringen suchen, bis die Umstände eine bessere Hülfe erlaubten. Denn sie selber glaubte an die Unschuld und Ehre des Vicomte nicht.

Genug, Frau von Meerheimb übernahm den Auftrag, traf die Verlassene am angegebenen Orte und brachte sie um so leichter und heimlicher nach Deutschland zurück, da ihre Tochter Natalie in Rom bei einer befreundeten Familie zurückgeblieben war und die Fremde nun statt ihrer passirte. Von dem wirklichen Sachverhalt erfuhren freilich ihre Diener, aber sie konnte derselben völlig sicher sein, und so gelang es sogar das am meisten unbequeme Kind unentdeckt bis zum letzten Nachtquartier vor der guten alten Reichsstadt zu bringen.

Was dann geschehen war, ist niemals bekannt geworden, denn als die alte Kammerfrau viele Jahre später auf ihrem Todbette diese Dinge offenbarte, waren die übrigen Theilnehmer todt oder nicht mehr aufzufinden, und sie selber wurde von ihrer Gebieterin in den inneren Gang der Ereignisse nicht eingeweiht. Ich kann daher auch nicht angeben, wie und weshalb die Baronin die arme Mutter zu einer Trennung von ihrem Kinde vermocht hat, — ob sie ehrliche und recht-

liche Gründe geltend gemacht, oder ob sie nur endlich ihrer Rachsucht gegen diejenige den Lauf gelassen, welche ihrer Tochter den Bewerber abspenstig gemacht haben sollte, oder ob endlich auch hier der Fürst Max die Hände im Spiel gehabt habe, mit dem sie wenigstens die Feindschaft gegen den Grafen Eugen theilte. Die Besitzungen dieses Letzteren sowie sein und seiner Schwester gesammtes Vermögen gingen, wenn keine Erben da waren, an das fürstliche Haus über.

Genug, das Kind blieb mit dem Kammerdiener schon auf der Station vor X. zurück, weil es bei dem voraussichtlich mehrtägigen Aufenthalte in der Stadt nicht wohl hätte verborgen bleiben können. Es muß erst in der letzten Nacht herbeigebracht und am Abreisemorgen an die inzwischen erkundete Adresse des alten Friedensherrn abgeliefert sein. Der Kammerdiener schloß sich den Reisenden erst später wieder an und erstattete seinen Bericht an die Baronin allein, äußerte sich gegen sonst niemand, und auch diese Daten waren nur dadurch zu erhalten, daß man später die verschiedenen Aussagen mit einander verglich und eine durch die andere ergänzte.

Es war überhaupt alles geschehen, das Geheimniß zu sichern, so daß man wohl an besondere und zwar nichts weniger als wohlwollende Absichten denken mußte. Die junge Frau unterlag wenige Wochen darauf ihrer von neuem ausgebrochenen Krankheit, nachdem sie, wie die Kammerfrau angeben konnte, mit der letzten Kraft an die Prinzessin Helene und an ihren Bruder geschrieben hatte. Der erstere Brief ist nie an seine Adresse gelangt, gleichviel ob verloren oder unterschlagen. Die Prinzessin erfuhr nur den Tod der Armen und zugleich den Tod des Kindes, und blieb in dem Glauben daran bis auf die jüngste Zeit, da sie die Baronin vor ihrem etwa sechs bis sieben Jahre später erfolgten Tode nicht wieder sah, und Natalie, die später mit der alten Kammerfrau bei ihr lebte, von der Sache so wenig gewußt zu haben schien, wie einer von den Uebrigen. Der Kammerdiener war noch vor seiner Gebieterin gestorben.

Der zweite Brief gelangte, wie der Amtmann Kanitz erst vor einigen Wochen entdeckt hatte, jedoch an seine Adresse und zwar mit dem Erkennungsringe, — freilich erst im Jahre 1798 oder 99, also etwa gleichzeitig mit dem Tode der Baronin von Meerheimb oder erst nach dem-

selben. Der Graf Eugen war inzwischen mit jenem Vicomte de Serrais zusammengetroffen und hatte von demselben Bekenntnisse erhalten oder erzwungen, wonach er allerdings wenig Anderes als ein Abenteurer gewesen und, ein Abkömmling jenes Andreas von Schellklingen, der in den sechziger Jahren nach Frankreich gegangen und dort verschollen, eine Zeit lang von hoher Hand gehalten und dann desto tiefer gesunken war. Doch hatte Graf Eugen immerhin den einen Trost, daß die Ehe seiner Schwester wirklich eine legitime gewesen. Dies theilte er, da er an eine Rückkehr nach Deutschland nicht dachte und auf dem Punkte stand nach Amerika zu gehen, dem alten Comthur mit, damit er nach dem Kinde forsche, dessen Aufenthalt die kranke Schwester nur undeutlich bezeichnet hatte, und sich seiner Interessen annehme.

Wie der Brief dem Grafen zugekommen, ob die Baronin ihn selber abgesendet und was sie nach so viel Jahren noch zu seiner Absendung bewogen, gehört zu den nicht aufgeklärten Partien dieser verwickelten Geschichte. Der alte Comthur aber nahm sich der Sache, wie die Leser wissen, wirklich an. Der Ring wurde in seinem Nachlaß gefunden, und den Brief hatte

Kanitz jetzt gleichfalls entdeckt, als er, durch Herrn Lorenz von den neuen anderweitigen Entdeckungen in meiner Angelegenheit unterrichtet, noch einmal die Papiere des Comthurs in F. und zu Schellklingen durchforscht hatte. Dabei hatte sich denn auch das Interesse erklärt, das der alte Herr von Anfang an durch gelegentliche Nachfragen für mich gezeigt. Es kann sein, daß er mich früher wirklich für jenes verlorene Kind der Familie van Berge gehalten hat, dessen Mutter ihm wenigstens bekannt gewesen war.

Im Anfang April 1813 war die alte Kammerfrau Nataliens zum Sterben gekommen und hatte auf dem Todbette ein Bekenntniß von jenen oben berichteten Begebenheiten abgelegt, so weit sie selber davon unterrichtet war. Sie gab an, daß das Kind der Vicomtesse de Serrais sehr leicht möglich noch leben möge und somit zum Antritt der großen, längst vom Fürsten Max eingezogenen Erbschaft berechtigt sei. Was sie anzugeben vermochte, war, wie wir hörten, freilich sehr wenig; sie vermochte nicht einmal mit Bestimmtheit zu behaupten, daß das Kind wirklich nach X. gekommen, und noch weniger, in wessen Hände es gelangt sei. Sie hatte es dort nicht erblickt und erinnerte sich nur undeutlich an den

schönen Beinamen, den mein Pflegevater sich in der Stadt erworben hatte.

So tief auch der Eindruck dieser Bekenntnisse auf die Prinzessin war, für die überdies noch Manches darin enthalten gewesen zu sein scheint, was ihr bewies, wie furchtbar man gegen ihren unglücklichen Jugendfreund von allen Seiten gesündigt habe, — war es bei den damaligen Zeitläufen doch nicht möglich, die Sache in X. sogleich weiter zu verfolgen, und die Zeit verging, bis ich in das Schloß gebracht wurde und durch meine frappante Aehnlichkeit mit dem Grafen Eugen bei den Eingeweihten eigenthümliche Gedanken erregte. Meine Mutter war ihrem Bruder gleichfalls so ähnlich gewesen, wie eine Frau es einem Manne nur sein kann. Paul hatte mich auszuforschen gesucht, die Prinzessin hatte im Sinne gehabt mich geradezu zu fragen. Das Festhalten meines angenommenen Namens, die Störung durch die Ankunft des Fürsten, meine jähe Abreise schoben die Entdeckung wieder hinaus; und dann kam der Krieg wilder und wilder auch über diese Gegenden, und man gelangte nicht weiter, bis endlich Feuchères im Herbst erschien und eine beinah' vollständige Erklärung brachte.

Er schrieb davon an meinen guten alten Papa. Einerseits aber enthielt seine Darstellung noch mancherlei Lücken, die einer Ausfüllung bedurften; andererseits mischte sich jene unglückliche van Berge'sche Geschichte wenigstens störend hinein, vom Schlosse kam keine Nachricht und kein Bote, obgleich Feuchères dies in Aussicht gestellt, und endlich machte meine Krankheit alle weiteren Schritte für's erste noch unthunlich. Was und wem nützte noch die völlige Aufdeckung, wenn ich, wie es wochenlang den Anschein hatte, nicht mit dem Leben davon kam? Erst als meine Genesung gesichert erschien, that man, was man hier zu thun vermochte, der Amtmann suchte in den Archiven nach, und Herr Lorenz schrieb an die Prinzessin.

Jetzt war Paul da, und als nun die drei Männer ihre Erinnerungen und ihr Wissen austauschten und alle Einzelheiten zusammenstellten, da wurde es denn ziemlich klar, wie es mit dem Findling gewesen und gekommen.

Sechstes Kapitel.

Auf ewig ungetheilt.

„Bliebe trotz alledem und alledem doch noch immer die hübsche kleine Frage übrig: was plagt den Monsieur Justus van Berge gerade zu dieser inhaltsvollen und interessanten Zeit, daß er sich nun gleichfalls in's Zeug wirft und mit seiner albernen Historie zu Platz kommt?" sagte Herr Lorenz, als wir nach einigen Stunden mit allen Berichten, Vergleichen, mit allem Fragen, Verwundern und Erklären glücklich zu Ende gediehen waren und einstweilen ein wenig den sehr angenehmen Dingen zusprachen, die Frau Fides uns zur Stärkung hatte zukommen lassen. Und der alte Herr, der seiner Gäste wegen heut' den Lämmerfellenen schon früh abgelegt hatte, ging in seinem mausgrauen Habit, die Perrücke

wieder ein wenig schief, im übrigen aber so sauber wie möglich in seinem Zimmer auf und ab, die Brille auf die Stirn geschoben, mit dem Kopfe bald nickend, bald schüttelnd, und dazu außerordentlich discret rauchend — ein Zeichen, daß er voll großer und ernster Gedanken. „Ich sitze ungern, wenn ich an's Umreißen denke!“ sagt einer von den grimmigen Verschwörern im Fiesco. Und an irgend ein Umreißen dachte ja eben der alte Friedensherr.

„Muß doch auch mich ein wenig in's Zeug machen und ihm einmal auf die Sprünge zu kommen suchen,“ fuhr er fort, da wir Uebrigen einstweilen noch schwiegen. „'s sieht ordentlich appetitlich für Unsereinen aus, — habe lange keine rechte nette Untersuchung gehabt! Hm, wenn ich wüßte, daß der Fürst von diesen Dingen früher Wind bekommen und mit — hm!“ —

„Damit kann ich dienen,“ redete hier der alte Paul dazwischen. „Daß Seine Durchlaucht von der Aussage der alten Charlotte etwas erfahren, ist leider wahrscheinlich, oder vielmehr gewiß genug. Er hat ganz sicher wenigstens ein paar Augen und Ohren auf dem Schloß, die ihn von allem Nöthigen unterrichten. Und wäre es in diesem Fall auch nur die Frau Gräfin

gewesen, welche die Erfahrungen und die Zurücksetzung ihrer Jugendzeit nie vergessen hat und noch immer nach irgend einer Revanche aussieht, — wie sehr sie im übrigen auch unsere Hoheit liebt. Und wenn Ihnen diese Wahrscheinlichkeit nicht genügt, mein wohlgeborener Herr Stadtrichter," fügte der alte Diener hinzu, „so kann ich leider noch mehr und Besseres sagen. Im August, als der Durchlauchtige uns so jählings über den Hals kam, redete er meiner Hoheit denn auch davon, daß man dummerweise von einem Erben des gräflich Robach'schen Vermögens spreche, der irgendwo aufgetaucht sein solle. Er sei der Sache aber schon auf die Sprünge gekommen und wisse, daß der betreffende Mensch der nicht anerkannte Sohn eines Bürgers sei."

„Ho!" sagte Herr Lorenz aus einer sehr großen Rauchwolke hervor.

„Und er muß auch sonst von Ihnen erfahren haben, lieber junger Herr," redete Paul zu mir gewendet weiter. „Denn er fragte nach unserem Pflegling, — der Kammerherr, der den Tod der Frau Schwester gemeldet, habe ihm davon gesagt. Er hat sich sogar Ihr Zimmer angesehen — ich konnt's nicht hindern, aber ich hatte Gott Lob schon ordentlich aufgeräumt und zuckte zu seinen

Fragen und so weiter respectvoll die Schultern. Und sehen Sie, junger Herr," schloß der freundliche Alte, „es mag Ihnen damals wohl etwas curios erschienen sein, daß wir Sie so sans façon gehen ließen und davonschickten. Aber meine Hoheit und ich wußten wohl, wie es mit dem Durchlauchtigen stand: wußte er von einem Fremden, so erzwang er es auch, ihn zu sehen, denn er ist am Ende immer das Familienhaupt und der Oberherr des Schlosses. Und sah er Sie mit diesem Gesicht — nun, dann gnade uns allen Gott. Der Feind stand ja drunten in der Stadt. Es war mein einziger Trost, auch da Sie fort waren und er von dem Fremden zu reden anfing, daß kein Mensch Sie gesehen haben konnte, der von dieser Aehnlichkeit gewußt und zugleich den Verräther gespielt hätte. Es giebt ein Bild Ihres Oheims, des Grafen Eugen, im Schloß, aber wir sind nur unser Drei oder Vier, die davon wissen."

„Mich müssen Sie gleichfalls zu den Wissenden rechnen, Meister Paul," bemerkte ich lachend. „Und wenn ich bedenke, wie ich dazu gekommen, meine ich fast, es dürfte noch Andere geben, die es gesehen."

Er sah mich mit einer Art von Bestürzung

an. „Sind Sie also doch an jenem Nachmittag in das Zimmer gelangt, junger Herr?" fragte er kopfschüttelnd. „Ich kriegte einen grausamen Schreck, als ich die Thür offen fand und von Ihrem Umherflankiren erfahren hatte. Also da haben Sie's gesehen?"

„Ja, Meister, und es hat durch seine Aehnlichkeit mit mir, durch den Platz, wo es hing, einen nicht geringen Eindruck auf mich gemacht, der sich dann noch bedeutend vertiefte, als die Hoheit in der Unterredung mit mir sich so ganz außerordentlich tiefbewegt zeigte. Ich mußte wohl auf ganz besondere Gedanken kommen, und wäre ich noch länger bei Ihnen geblieben —"

„So würden Sie erfahren haben, daß Ihre Gedanken nicht zuträfen," unterbrach er mich lebhaft. „Meine Hoheit und der Herr Graf sind von Jugend auf sehr, sehr vertraut mit einander gewesen — er wurde nach dem frühen Tode seiner Eltern bei uns beinahe ganz erzogen, während die Comteß im Kloster heranwuchs, — und wurden es noch mehr, als sie, glaub' ich, leider Gottes ein trauriges Geheimniß endeckten, das es da gab. Ich habe nicht von den Geheimnissen meiner hohen Herrschaft zu reden," fügte er schier demüthig hinzu, „aber das darf ich wohl sagen,

daß für die beiden armen jungen Herzen wohl viel Trauriges, aber nichts dabei war, was ihnen selber zur Unehre gereicht hätte." —

„Bleibt uns also eine ganz erfreuliche und erquickliche Summe von allen möglichen verzwickten und vertracten Geschäften, in denen man seine fünf Sinne hübsch bei einander haben muß, meinte Herr Lorenz mit seiner behaglichen Trockenheit jetzt. „Hm, erstens die Legitimation und Anerkennung des hier gegenwärtigen eheleiblichen Sohnes des Herrn Vicomte de Serrais und der hochgeborenen Gräfin Flora von Rodach; zweitens ein kleiner Erbschaftsproceß mit Seiner Durchlaucht dem Herrn Fürsten von A. wegen des Vermögens deiner Mutter, mein verehrter — sagen die Herren einmal, wie titulirt man nach Fug und Recht dieses Menschenkind? Chevalier? Vicomte? Hm? — und ein kleiner Erbschaftsanspruch auf das, was der alte Freiherr Leo von Schellklingen hinterlassen — 's ist aber nicht der Rede werth, mein Junge! Er ist selber in der letzten Zeit beinahe verhungert! Drittens endlich eine Fuchsjagd — hm! — oder ist der Fuchs, den ich dafür gehalten, am Ende gar kein Fuchs, sondern ein Hase, auf den andere Füchse aus waren? Hm? — Endlich viertens ein zu er-

langender Elternsegen zu einer ganz angenehmen Hochzeit — oh, ah, ho, mein Junge, ich will gar nicht mehr laut davon sprechen, und es bleibt ganz unter uns, verheiß' ich dir!"

Ich schüttelte dem alten jovialen Herrn unter dem Lachen der beiden Anderen selber lachend die dargebotene Hand, und meinte dann, sie festhaltend: „ein Geschäft vergißt du noch, Papa, aber freilich, es ist mehr meins allein, ich muß mir trotz alledem und vor allem Uebrigen meine lieben alten Eltern sichern, daß sie mir bei all' den Legitimationen und Erbschaften und Fuchsjagden nicht abhanden kommen. Denn wenn ich sie nicht behalte, wird aus dem Uebrigen nichts, und ich gehe nach Amerika, um meinen Onkel zu suchen."

Es war ein halb launiges und doch auch halb wehmüthiges Lächeln, das über das kleine runzelvolle Gesicht da vor mir flog, als er entgegnete: „Na, mein Junge, allzu resignirt sind meine Alte und ich auch nicht. Und wenn es mit den Eltern nicht mehr geht, wollen wir's als Großeltern fortsetzen."

— — Es ging, wie man es in ähnlichen Fällen nicht gar zu selten erleben mag: da einmal der Anfang des Fadens gefunden war,

wurde es leichter, als man bisher gehofft, ihm weiter und weiter zu folgen und bis in die geheimsten Partien des Irrgartens zu gelangen, sich in ihnen zu orientiren.

In dem Briefe des Grafen Eugen fand sich der Name des Orts, wo nach des Vicomte Angabe die Trauung der beiden Flüchtlinge stattgefunden hatte, und wir erhielten von dort ohne viel Mühe den Auszug aus dem Kirchenbuche, durch welchen die Aussage bestätigt wurde. Ja, der damalige Pfarrer war noch jetzt im Amt und erinnerte sich des jungen Paars auf's deutlichste. Ebenso empfingen wir aus jenem oberitalischen Versteck der armen Frau das Taufzeugniß des am 21. August 1792 geborenen Knaben Emmerich Florian Max, getauft in Abwesenheit des Vaters, des Herrn Vicomte de Serrais. Es war wunderbar genug, daß sich trotz der Verwüstungen der endlosen Kriegsjahre diese Beweise erhalten hatten. Waren doch die Spuren, die wir gerade in X. und jenem letzten Nachtquartier, wo der Kammerdiener mit dem Kinde zurückgeblieben, jetzt zu finden erwarten durften, völlig verwischt. Es schien sicher genug, daß der Mann irgend einen Helfer gehabt haben, daß der Fall irgend jemand zu Ohren gekommen

sein müsse. Aber unsere Nachforschungen waren und blieben, wie gesagt, ohne den geringsten Erfolg, auf den es denn freilich im Grunde auch nicht weiter ankam.

Es blieb also in diesem Theile der ganzen Angelegenheit nur noch dem Vicomte de Serrais nachzuforschen, ob sein späteres Leben keine Veranlassung geben könne, die Ansprüche seines Sohnes an das mütterliche Erbe für nichtig zu erklären. Denn nur um solche handelte es sich. Von den Besitzungen des Grafen Eugen schwiegen wir wohlweislich durchaus, da sie nach den bald erkundeten Hausgesetzen nicht auf mich übergehen konnten.

Hier zeigte sich nun Feuchères' Abstammung aus Frankreich und seine Bekanntschaft mit vielen der alten Familien gar hülfreich. Nach den in Eugen's Briefe enthaltenen Daten war es gar nicht besonders schwer für ihn, den betreffenden Personen auf die Spur zu kommen und alles zu erfahren, was unter den Ueberlebenden noch davon bekannt war. Es war ein Fall, wie er in jenen tollen Zeiten des après nous le déluge zu nichts weniger als den Seltenheiten gehörte. Der Freiherr Andreas von Schellklingen hatte zufällig einmal gewissenhaft genug gedacht, den

ihm geborenen Sohn für völlig legitim anzuerkennen, so daß der Vicomte auch zum Namen seines Vaters vollberechtigt gewesen war, während die Mutter ihm die kleine Besitzung Serrais, den Titel eines Vicomte mitgab und für seine standesgemäße Erziehung und ein späteres sehr ansehnliches Vermögen sorgte. Empfehlungen dieser Mutter, durch welche das Geheimniß ziemlich unverhüllt durchleuchtete, fand Feuchères alsbald auch noch unter den Cabinetspapieren des damals zu D. regierenden alten Fürsten, der den Vicomte, wie mitgetheilt, willig am Hofe aufgenommen hatte.

Hiermit breche ich von diesem Theile meiner Geschichte ab, obgleich derselbe in Wirklichkeit weder so schnell noch ganz so glatt ablief, wie Mancher aus meiner Darstellung schließen möchte. Es ging dabei im Gegentheil kraus, seltsam und bedenklich genug zu, wie es damals vermuthlich, das chaotisch ringende und fluthende Frankreich ausgenommen, nur in Deutschland möglich gewesen ist. Man braucht nur die gerade in den letzten Zeiten immer häufiger an's Licht gelangenden Memoiren, Aufzeichnungen und Briefe aus den zehner Jahren aufzuschlagen, um die damals Lebenden nie wieder zu beneiden. Es

folgten gerade auf die große Erhebung von 1813 Jahre, voll einer so furchtbaren, alle Grenzen und Rücksichten verletzenden Willkür von oben und voll einer so erbitternden Rechts- und Schutzlosigkeit aller derjenigen, welche nicht zum Hofe oder allenfalls zur Armee gehörten, daß man noch heut' nicht begreift, wie das so lange Jahre ertragen werden und ungerächt bleiben konnte. Es war fast, als schlüge man dem „Volke" absichtlich in's Gesicht, um es ja nicht zu der Einsicht kommen zu lassen, daß man ihm für das, was es in dem Erhebungsjahre geleistet und gerettet, etwas wie Dank schuldig sein könne, ja um es auch die letzte der ängstlichen Schmeicheleien und Versprechungen vergessen zu lassen, die man vor kurzem noch so schnell und zahlreich bei der Hand gehabt hatte.

Ich könnte gleichfalls ein hübsches Kapitel davon erzählen, in dem es auch an einer gewissen Romantik nicht fehlen würde. Als der Proceß anhängig gemacht worden war, — denn ohne einen solchen that es der Fürst Max nicht, — saß ich bereits auf der alten Bergfestung, wo man damals noch Staatsgefangene unterzubringen und durch sie die zahllosen Ratten im Alleinbesitz zu stören liebte, — angeblich zur

Untersuchung meines auf eigene Faust und gegen den Willen des hohen Landesvaters unternommenen Kriegszuges, obgleich man Herrn Lorenz auf's bestimmteste eine gütliche Beilegung der Sache in Aussicht gestellt hatte. Ja, auch dem alten Herrn drohte Untersuchung und Strafe, und es war für ihn immerhin eine solche, als er sich nach einiger Zeit von dem Posten entlassen sah, auf dem er sich über vierzig Jahre befunden und sich den Titel des alten Friedensherrn erworben hatte. Er war reich und fragte verzweifelt wenig nach Gehalt oder Pension; er hatte genug Arbeit, denn die Geschichte der Reichsritterschaft brauchte ihrer viel, wenn sie bei seinen Lebzeiten noch zu einem Abschluß der Vorarbeiten gelangen sollte. Er ärgerte sich obendrein viel in seinem Amte, da die Menschen neuerdings ihm nicht mehr so pariren wollten wie vordem. Und dennoch — man trennt sich nur schwer von etwas, das durch viele, viele Jahre schier mit uns verwachsen ist! — Es war ein Glück, daß er jetzt Gelegenheit hatte, dem Doctor Fetzer bei der Führung des Processes zu helfen und sich noch einmal in allen Advocatenkniffen und Finessen zu ergehen, die

der friedliebende alte Herr sonst längst auf die Seite geschoben und vergessen hatte.

Daß mein Kriegszug nicht der einzige Grund meiner Haft, sondern daß auch der Einfluß des Fürsten Max an unserem Hofe dabei ernstlich in's Spiel gekommen, wurde alsbald erkannt, aber fast zugleich mit dieser Erkenntniß fand man auch bereits die Mittel, ihm zu begegnen und ihn unschädlich zu machen. Denn da man nach keiner Seite Rücksichten zu beobachten brauchte, und der hohe Herr sich gegen unsere Gesellschaft noch weniger an solche gebunden hatte, kam alsbald eine Angriffsweise und ein Verfolgungseifer zu Platz, die für seine Freunde sehr unbehaglich, für seine Gegner überaus willkommen und für die in der Angelegenheit entscheidenden Gerichte gleichfalls entscheidend sein mußten. Denn Ehrenhaftigkeit, Unbestechlichkeit und Unabhängigkeit waren auch jetzt noch in den deutschen Gerichten daheim und blieben es, bis die demagogischen Nebel der folgenden Zeiten selbst diese Köpfe hie und da verfinsterten. Erleichtert wurde meiner Partei die Angelegenheit auch dadurch, daß der Messire de Potter theils zu dankbar war für die energische und nachhaltige Unterstützung, die ihm von seinem bis dahin

schier mißachteten alten Schwiegervater geworden, theils sich aber als ein im Grunde immerhin vernünftiger und einsichtiger Mann alsbald von meinem Rechte überzeugen ließ und nun mit aller ihm übrig gebliebenen Entschiedenheit zu mir und den Meinen stand.

Die Bekenntnisse der sterbenden Kammerfrau müssen bald zum Fürsten Max gelangt sein, denn ein Agent von ihm war noch im April 1813 in der alten Stadt erschienen und — man ersah natürlich nicht mehr, wie es dahin gerade gekommen — mit Hector von Hornstein, mit Dame Concordia, endlich mit Justus in Verbindung getreten. Daß man ihn auf mich hinwies, versteht sich von selbst, und man that dies, wie man einmal gegen mich gesonnen war, um so lieber, da man leicht zu erkennen vermochte, daß diese Erkundigungen nicht stattfanden, um mich anzuerkennen und mir eine besonders glückliche Zukunft zu gewähren. Der Unterhändler zeigte deutlich genug, daß ich jenes, seinen Auftraggebern unbequeme Kind nicht sein könne, daß man aber auch im voraus der Möglichkeit begegnen müsse, mich von irgend jemand dennoch für dasselbe halten zu lassen. Daher habe man mich entweder unschädlich zu machen oder meine richtige

Abstammung zu entdecken, — am besten beides zugleich.

Nun war ich fort und für's erste wenigstens schwerlich zu erreichen. Mit dem Stadtrichter und seiner Frau, die wieder so treu wie je zu mir hielten, war ebensowenig anzufangen, wie mit dem dritten Freunde, dem Amtmann Kanitz, — davon hatte sich Concordia bereits überzeugt und that dies von Tag zu Tag und zu ihrem Schaden noch mehr. Von wirklichen Nachforschungen war damals gar kein Erfolg zu erwarten, da zwischen den preußischen Truppen nicht nur ziemlich viele Leute aus den mittleren und südlichen Theilen Deutschlands dienten, sondern auch bei der Stimmung ihrer Regierungen meist ebenso wie ich unter anderem Namen lebten. Es konnte nur der reine Zufall sein, der die Suchenden auf meine Spur brachte, und dieser Zufall mußte eingetreten sein, da, wie wir jetzt von Feuchères und alsbald auch von Bernhard erfuhren, während des Waffenstillstandes bei meinem Regimente allerlei Erkundigungen nach mir stattgefunden hatten, ohne zum Ziele zu führen, da ich erstens wieder nicht da, und mein Verbleiben völlig unbekannt war, und andererseits die drei Einzigen, welche meinen rechten Namen und meine Heimath

kannten, Feuchères, Bernhard und der Wachtmeister, den Fragern allzu schlau waren. Damit war diese Partie der gegen mich combinirten Angriffe zum Stillstande gebracht.

Daheim freilich arbeitete man desto rüstiger weiter. Man machte die Regierung stets von neuem auf mich und meine Flucht aufmerksam und hetzte sie so viel wie möglich auf, und man suchte zugleich nach irgend einem Kinde umher, für das man mich mit einiger Wahrscheinlichkeit ausgeben könnte — allzu leicht durfte die Sache nicht genommen werden, da man in Herrn Lorenz nicht bloß meinen Freund und Beschützer, sondern auch einen gewiegten alten Geschäftsmann vor sich hatte, der sich nicht ohne Weiteres täuschen und überrumpeln ließ. Und eines schönen Tages, als Dame Concordia mit dem Gatten wieder auf den Punkt zurückkam und nach einem Kinde fragte, hatte der mehr nur gelangweilte Messire die Bemerkung fallen lassen, daß vordem, etwa gleichzeitig mit meinem Erscheinen, im van Berge'schen Hause etwas passirt sein solle, was man etwa benutzen könne. Die Dame griff dies auf das lebhafteste auf. Sie erinnerte sich nun selber an den Fall und allerlei nützliche Einzelheiten und säumte nicht, die Sache

bei dem wieder erscheinenden Agenten, bei Hector, ja selbst bei Justus in Gang zu bringen.

Nun hatte man, was beide Parteien zu brauchen glaubten. Für die des Fürsten verschwand ich ganz und gar, und für die andere verlor ich meine ihnen verhaßte Stellung und wurde durchaus unschädlich. Es verstand sich von selbst, meinten die Intriganten, daß Herr Lorenz und Frau Fides mich trotz all' ihrer Liebe nicht wie bisher festhalten konnten, wenn meine Abstammung bekannt geworden und meine Angehörigen in der gleichen Stadt entdeckt waren. Stießen mich diese letzteren dann zurück, wie es nach allem vom alten Zacharias fast zu erwarten und von Justus sicher war, so wurde auch dadurch meine Stellung zu den Eltern nicht wieder befestigt, ja mein fernerer Aufenthalt in der Stadt erschien als eine Unmöglichkeit. War ich dann nur erst fort, so rechnete man nicht nur auf die Entfernung und die dadurch vermittelte Entfremdung, sondern auch auf meine eigene Gereiztheit und meinen Leichtsinn, und hoffte mich damit vollends los zu werden. Daß dieser letztere Schluß nicht ganz unrichtig war, haben die Leser durch die alle vernünftige Ueberlegung vernichtende Wirkung jenes Briefes von Herrn Lorenz erkennen können.

Zur Zeit dieses Briefes war die Sache so weit gereift, wie es in der Macht der Intriganten gewesen war. Sie hatten für Zeugen gesorgt, für Aussagen, welche an dem Sachverhalt keinen Zweifel mehr aufkommen ließen — vorausgesetzt natürlich, daß sie auch den Richtern als stichhaltig erschienen, und endlich kamen nun noch die letzten Worte des alten Zacharias auf das zeitgemäßeste hinzu. Da die Untersuchung jetzt im Gange war und jene Aussagen zu Platz brachte, schienen dieselben wirklich alle Lücken auszufüllen, die Herr Lorenz mir bei seinem ausführlichen Bericht bemerklich gemacht hatte. Es war nur schade, daß sie jetzt zu spät kamen, da wir den richtigen Sachverhalt auf das überzeugendste darzulegen vermochten, und sich dabei denn augenscheinlich genug ergab, wie man geworben, bestochen, geradezu falsche Eide hervorgerufen hatte und dabei dennoch mit so geringer Vorsicht verfahren war, daß besonders auf den Fürsten ein sehr unangenehmes Licht fiel, mochte er im übrigen jetzt seinen Agenten auch noch so angelegentlich verleugnen wollen.

Am übelsten schlug für die Intriganten endlich jener von ihnen für meisterlich gehaltene

Streich mit Herrn Justus aus. Je weiter man in die Sache hineinkam, desto mehr mußte der Widerspruch auffallen, der sich in des jungen Kaufherrn Betheiligung an der Intrigue offenbarte: die Anerkennung meiner Abstammung hier und die erbitterte Weigerung, mich jemals als Bruder oder gar als Miterben gelten zu lassen, wonach niemand abzusehen vermochte, weshalb er mich denn überhaupt habe an's Licht ziehen lassen. Er vor allen schien die zwingendsten Gründe zu haben, mich vollständig und energisch zu verleugnen, und konnte es ruhig darauf ankommen lassen, wenn man es dennoch versucht haben würde, mich ihm gegen seinen Willen aufzudrängen.

Was hier gewirkt haben mag, ist uns nicht bekannt geworden. Vielleicht hat man ihm, der im Grunde nie mehr als ein Schwachkopf, das Ding einerseits als ungefährlich vorgestellt, und ihm andererseits für seine bedingte Anerkennung Gott weiß was für Vortheile und sonstige Emolumente sichtbar werden lassen. Vielleicht hat man ihm auch plausibel zu machen verstanden, daß man im Nothfall, trotz seiner besseren Ueberzeugung, es durchsetzen werde, mich als

seinen Bruder anerkennen zu lassen; vielleicht hat man noch zu anderen Drohungen gegriffen, vielleicht seinen — Gott weiß weshalb — auf mich geworfenen Haß zu benutzen gewußt, vielleicht noch andere Reiz- und Schreckmittel angewandt. Genug, während die Untersuchung noch im vollen Gange war, aber schon die unangenehmste Wendung gegen die Intriganten zu nehmen begann, erschien Monsieur Justus eines schönen Tages bei Papa Lorenz und spielte mit demselben — ich war dabei, jedoch mehr nur als stumme oder allenfalls lachende Person — eine Scene ab, die jedem Lustspiel zur Zierde gereicht haben würde. Seine feige Angst, ob ich ihm am Ende dennoch nicht aufgedrängt werden sollte, oder ob die Untersuchung auch für ihn nicht endlich zu allerhand fatalen oder gar reell schädigenden Resultaten führen könne; die wieder und wieder durchbrechende Aufgeblasenheit, das Geldprotzen, der jäh aufleuchtende und rasch wieder bemäntelte grimmige Haß gegen mich; und dagegen denn Papa Lorenz, der eine Weile mit ihm spielte wie die Katze mit der Maus, ihn zuweilen mit Spott, dann mit Hohn, mit Sarkasmen und wieder mit den lustigsten Neckereien über-

schüttete, bis er ihn endlich mit der Versicherung scheiden ließ, daß er sich beruhigen könne und weder im Guten noch im Bösen Theil an mir haben werde — es war für uns, die der moralische Werth des Burschen nichts anging, eine prachtvolle Scene!

Also, die ganze allzu künstliche Geschichte zerfiel jetzt nach und nach in das reine Nichts, nur daß die Folgen für mehr als einen der dabei Betheiligten sehr wenig nichtig, sondern sehr bedenklich waren. Und als solle nicht der geringste Zweifel übrig bleiben, so stellte sich bei der Untersuchung endlich heraus, daß das betreffende Kind gar nicht in unsere Stadt gekommen, sondern mit Wissen des alten Zacharias auf dem Lande untergebracht, erzogen, ein paarmal von ihm unterstützt war, und endlich als Wandergesell in die Fremde ging und dort verschollen sein sollte. Damit war denn auch die Andeutung des sterbenden Alten erklärt, der Justus entweder vor dem etwa zurückkehrenden Bruder warnen, oder ihn zur Sühne eines schweren begangenen Unrechts hatte auffordern wollen.

Das Verfahren des Fürsten Max hatte wie

gesagt auf alle, die einen Einblick in diese Affairen gewannen, einen überaus nachtheiligen Eindruck gemacht und den Stand meiner Angelegenheit nachhaltig verbessert. Unsere vorgelegten Documente und Beweise mußten auch den Ungläubigsten überzeugen; vom Hofe zu D. aus geschah alles, was irgend möglich, dem Einflusse des Fürsten bei unserer Regierung entgegen zu wirken; zuletzt geschahen auch von preußischer Seite allerhand Schritte, sich des wohlverdienten und aus dem Heere noch gar nicht entlassenen Mitkämpfers anzunehmen, und so kam es denn dahin, daß ich mit der angegebenen, rein formellen Strafe davonkam und als schuldloser Staatsbürger weiter leben durfte. Mit dem Erbschaftsproceß ging es freilich nicht so rasch, vielmehr setzte sich derselbe noch jahrelang fort, und der Fürst rechtfertigte auch hier wieder die Genealogie, welche ihm die öffentliche Stimme längst angehängt hatte: „Fürst Max vom Stamme Nimm, aus dem Hause Haltfest.“ Zuletzt gelangte ich aber doch in den Besitz des Vermögens, wenn auch nur zum Theil, und vermochte darauf um so leichter dem mir von den Adoptiveltern bestimmten Erbtheil zu entsagen, etwas, das auch den

letzten meiner Familienfeinde so ziemlich mit mir versöhnte. Daß dieser letzte Feind Madame de Votter war, brauche ich meinen Lesern kaum zu sagen.

Concordia war gleich ihrem Gatten in ihrem Hochmuth längst und völlig gebrochen, und hatte sich wohl oder übel mit und in dem Unglück zurechtfinden müssen, das über ihre Familie gekommen war. Sie hatte mich außerdem, auch wieder wohl oder übel, in eine noch viel nähere Verwandtschaft aufgenommen, allein von einer wirklichen inneren Versöhnung war bei ihr trotz alledem niemals die Rede gewesen. Ich war und blieb für sie der Eindringling, der ihr die Nachsicht und Neigung der Eltern gestohlen hatte — wie hätte sie jemals ihre eigene Schuld anerkennen sollen! — und der ihr sogar das Erbtheil verkümmerte, das jetzt dem Messire nicht mehr so ganz gleichgültig war.

Ein Eindringling bin ich auch für sie geblieben, so lange sie lebte, obgleich ich fortan zu einem eigenen Namen berechtigt war und ein eigenes Vermögen besaß, obgleich ich, wie schon erwähnt, dem Erbtheil entsagte und ihr damit jeden eigentlichen Grund zu einer fortgesetzten

Feindschaft nahm. Es blieb für sie ein Dorn im Auge, daß ich den Namen Wohlgemuth fortführte; daß ich, als die lieben Alten einige Jahre später schnell hinter einander starben, eine kleine, Martha bestimmte Rente annahm; daß ich endlich in den Besitz derjenigen Stücke des Nachlasses trat, die Herr Lorenz mir ausdrücklich zugeschrieben hatte, weil er sie in meiner Hut sicherer wußte als in der seiner leiblichen Tochter. Ich war und blieb für sie immerdar ein Subject, das den Familien Wohlgemuth und de Potter mit Unrecht angehängt war und ihnen niemals zur besondern Ehre gereichen konnte, und daß ich den Titel Vicomte de Serrais in den Gräbern meiner Eltern ließ und ihre Tochter der Welt nicht als Vicomtesse präsentirte, vergrößerte meine Schuld von neuem.

Von den anderen Personen, welche in meine Lebensgeschichte eingriffen, habe ich wenig mehr hinzuzufügen. Mit Bernhard machte ich den Feldzug von 1815 gemeinsam, er als Officier, ich aber in meinem rechten Fach, als Arzt. Nachher kehrte auch er in die Heimath zurück und nahm seine Stelle im elterlichen Hause wieder

ein, bis er im Lauf der Jahre dessen Chef wurde. Er ist stets und bis auf die heutige Stunde mein Freund geblieben.

Nicht weniger Gutes darf ich auch von Donna Euphemia sagen. Wie die Leser erfuhren, war schon früher eine große Veränderung in ihr angebahnt worden, und die schweren Schläge, die das Geschick ihr nicht ersparen gewollt, hatten dieselbe rasch vollendet. Sie wurde sehr ernst und trotz ihrer Jugend sehr gereift, aber sie wurde auch einfach und schlicht, nachsichtig und human, und es herrschte in ihr fortan das Herz stets über den Kopf. Sie lernte nicht immer nur an das eigene Glück und Wohlergehen denken, sondern das ihre gerade darin finden, daß sie dasjenige ihrer Theuren zu fördern und zu sichern suchte, und sie bewies dies am glänzendsten und liebevollsten gerade an mir, dem vordem so gering geachteten „Findling".

Für ein solches redliches Streben blieb der Lohn nicht aus. Schon im Jahre 1815, denke ich, kam die Kunde zu uns, daß Hector aus seinem Schwindlerleben geschieden sei — ich weiß kaum, wo oder wie, da dies Thema für uns alle zu denen gehörte, über die man so wenig Worte

wie möglich verliert. Und einige Jahre später fühlte Euphemie sich beruhigt genug, dem zärtlichen Drängen des Vaters nachzugeben und einem Manne die Hand zu reichen, an dessen Seite sie bis auf den heutigen Tag zwar kein prahlerisches und glanzvolles, aber ein glückliches Leben voll Ehre und Segen führt und mich jedesmal, wenn ich sie wiedersehe, immer lebhafter an die Großmutter, die schöne, theure alte Fides erinnert, die uns noch immer als das Vorbild alles Edlen und Schönen erscheint.

Ganz aber die Großmutter, im Aeußern wie im Innern, nur fast noch inniger und milder neben aller Kraft und aller gelegentlichen Strenge, ist Martha, meine Martha, und wenn ich das theure, theure Weib, das ich heute noch mit viel höherem Glück das meine weiß und nenne, als damals, wo ich sie vor vierundvierzig Jahren zuerst als mein eigenstes Eigenthum in die Arme schloß, jetzt vor mir sehe und in die wunderbaren und wundervollen Augen blicke, den noch immer melodischen Klängen ihrer Stimme lausche, — da ist mir fast, als sei das wirklich die alte liebe Großmama. Zu dieser Würde ist

freilich auch meine Martha längst emporgestiegen, und das Familienbild des alten Michael Wohlgemuth hat alle Aussicht, noch lange in den Händen seiner nach ihm benannten Nachkommen in Ehren gehalten zu werden. Es hat vordem eine ganze Schaar fröhlicher Kinder in unserem Hause gegeben, und die Enkel thun es jetzt ihren Eltern an Lust und Gedeihen redlich nach.

Hätte ich eine Liebesgeschichte mittheilen wollen, so dürften diese kurzen Anführungen weder den Lesern genügen, noch für die Erzählung selber ausreichen, ja sie würden nicht einmal dem wirklichen Hergange entsprechen. Es gab gerade in diesem Abschnitte meines Lebens noch allerhand sogenannte Romantik, die, wie häufig, für den von ihr Betroffenen nicht halb so angenehm war, wie sich davon allenfalls lesen lassen möchte. Martha und ich hatten mit Frau Concordia besonders schwere Kämpfe zu bestehen, welche damals noch so zu sagen im Zenith ihres Hasses und Grimmes verharrte und drauf und dran war, die unnachgiebige Tochter lieber zu verstoßen, als sie mit mir verbunden zu sehen. Vergebens kämpften für uns Euphemie und der wackere Bernhard, vergebens die Großeltern und

sogar der edle Messire — Concordia entfaltete einen Willenstrotz und eine Widerstandskraft, die einer bessern Sache würdig gewesen wären. Und ich weiß nicht, was endlich geschehen sein möchte, hätte nicht zuguterletzt Herr Lorenz mit Gewalt durchgegriffen.

Am Pfingstsonntage des Jahres 1816, als die Familie de Potter nach altem Herkommen bei den Eltern zu Tische war, ergriff Herr Lorenz, der vor dem Essen eine lange Unterredung mit seinem Schwiegersohne gehabt hatte, sein Glas und sprach: „Laßt uns trinken auf unser junges Paar, Emmerich und Martha, das ich hiermit vermöge meiner großväterlichen Gewalt und mit voller Zustimmung des Vaters feierlich verlobe. Streckt die Hände her, Kinder, daß ich euch die Ringe anstecke." Und da Concordia zornglühend Miene machte, sich dieser Entscheidung zu widersetzen, so fügte er mit einem fast drohenden Blick hinzu: „Eine Einwendung gegen die Entscheidung deines Vaters, deiner Mutter, deines Gatten findet nicht mehr statt. Würde sie aber dennoch versucht, nun dann mag unser junges Paar fest darauf vertrauen, daß unser Segen ihm ein Haus gründet, an dem selbst der Fluch

einer unvernünftigen Mutter nicht zu rütteln vermag."

Damit war Concordia's Widerstand gebrochen. Sie ließ uns fortan gehen, ohne sich anscheinend um uns zu bekümmern, bis sie sich allgemach in das Unabänderliche ergab und zum mindesten in ihrem Auftreten gegen uns nicht mehr den Anstand verletzte.

Auf eine Persönlichkeit, welche zu diesem Ende nicht am wenigsten beitrug und von Concordia endlich eine Art von Nachgiebigkeit erlangte, möchten meine Leser kaum verfallen, denn es war Frau Lucie van Berge. Die schöne Dame hatte sich in ihrem freiwilligen Exil der Frömmigkeit in die Arme geworfen und begann, nachdem sie um die genannte Zeit in die Stadt zurückgekehrt war, ihre „Sünden" vernünftigerweise dadurch zu büßen, daß sie nicht bloß für sich selbst Vergebung und Versöhnung anstrebte, sondern auch im Kreise ihrer früheren Freunde und Bekannten alles wieder gut zu machen, zu beschwichtigen und zu versöhnen suchte. Dabei wurde sie freilich noch immer von ihrer Natur unterstützt, welche der „Büßerin" keineswegs abhanden gekommen war, und zwar in einer Weise, daß

man der Ansicht des alten Friedensherrn beinahe zustimmen mußte, nach der sie bekanntlich im Grunde nichts als eine „Hexe" war. Sie hatte bei Concordia und dem Messire nicht minder als bei Herrn Lorenz und Frau Fides, ja selbst bei Euphemien und Martha und endlich sogar bei mir die alten Historien in Vergessenheit zu bringen und auf die Erstere beinahe den alten Einfluß wieder zu erlangen gewußt. Nur mit Herrn Justus und seiner Frau kam sie nicht in Frieden; das rechneten wir gottlosen Menschen ihr aber fast als ein Glück und einen Vorzug an.

Später ist sie dann freilich „hochfromm" geworden und hat in Sack und Asche, ich weiß nicht, ob nur die alten, oder vielleicht noch einige weitere, neuere kleine Sünden gebüßt.

Die Prinzessin Helene, der ich meine junge Frau auf der Hochzeitsreise vorstellte, ist bis an ihren Tod unsere freundliche und gütige Gönnerin geblieben. Einige Jahre später bewirkte sie es im Verein mit dem jovialen, getreuen Feuchères, daß ich den Ruf als Leibarzt nach D. erhielt, der mir sehr willkommen war. Zu dieser Zeit waren nämlich die beiden Alten rasch hinter einander gestorben und ich war entschlossen,

alles was mir bisher von ihnen zugeflossen oder für die Zukunft von ihnen bestimmt war, bis auf die oben erwähnten Kleinigkeiten abzutreten, während einerseits meine große Erbschaft noch immer nicht flüssig geworden und andererseits unsere Stellung zu Frau Concordia gleichfalls nicht freundlich genug war, um uns den Aufenthalt in der guten alten Stadt besonders festhalten zu lassen. So hielt uns nichts, ja es trieb uns alles fort. Denn das alte Haus in der Herrenstraße mit seinem wunderbaren Inhalt in fremde Hände übergehen, nicht mehr voll Liebe behütet, verzettelt und zerstreut zu sehen, das brachte ich nicht über's Herz. Ich konnte es nicht wissen, daß Euphemie einst es das ihre nennen und darin hausen würde, wie es die Großeltern gethan hatten.

Wir aber, Martha und ich, haben diesen Ortswechsel niemals zu bereuen gehabt. Die Heimath, in der es uns wohl und warm wurde, baute sich auch an dem neuen Platz aus unseren Herzen um uns auf. Und so leben wir heut' wie immer in Glück, in Frieden und Liebe.

Gott segne dich, meine Martha, du Stern und Halt meines Lebens! — Jenes glü-

hende, prachtvolle Morgenroth ist wirklich gekommen und zum überreichen, seligen Tage geworden — das darf ich wohl sagen, denn ich lobe diesen Tag nicht vor dem Abend, der uns nun mit seiner Ruhe und seinem Zauber schöner als je umfängt — Martha und mich, auf ewig ungetheilt! —

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.